

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 13 (1953-1954)
Heft: 2

Artikel: Die urgeschichtliche Besiedlung Alträtens
Autor: Burkart, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Abb. 1. Die Steinzeitsiedlung Petrushügel bei Cazis, von Norden gesehen
(Aus Jahresbericht 1937 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

Die urgeschichtliche Besiedlung Alträtians

Von *W. Burkart*

Eine wichtige Aufgabe des heutigen Lehrplanes der Volksschule fällt zweifellos der *Heimatkunde* zu, durch welche die Verbundenheit der Jugend mit den Naturschönheiten der näheren und weiteren Umgebung gefördert und dem Kind wieder mehr Ehrfurcht vor den großen Kulturarbeiten der Vorfahren eingefößt werden soll, die in der Hast des heutigen Lebens mit seiner überstürzten technischen Entwicklung, dem übertriebenen Sport und der damit verbundenen geistigen Verflachung verloren zu gehen droht. Schon die Schilderung des Mittelalters mit seiner Burgenromantik regt die Phantasie von Buben und Mädchen mächtig an; aber wie leuchten deren Augen erst, wenn ihnen der Lehrer noch von viel älteren Bewohnern unserer Alpentäler erzählen kann, von Menschen, die vor 3000 und 4000 Jahren hier siedelten, schon damals die Äcker bestellten und ihre Viehherden hüteten! Daß die untere Schweiz vom Ausgang der Altsteinzeit an, d. h. seit der Rückzugsperiode der letzten Vergletscherung, ständig von Menschen bewohnt war — vielfach als Höhlenbewohner —, speziell inten-



Abb. 2. Trockenmauer der Siedlung Petrushügel
(Aus Jahresbericht 1940/41 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

siv aber in den Pfahlbauten und Landsiedlungen des 3. Jahrtausends v. Chr., war schon lange bekannt; aber für die Gebirgstäler Graubündens rechnete man nur für die der römischen Besetzung (16/15 v. Chr.) unmittelbar vorangehenden Jahrhunderte der späten Eisenzeit mit eigentlicher Besiedlung. Zwar hatten die zahlreichen Streufunde von bronzenen Waffen und besonders der 1907 eingetretene Quelfund von St. Moritz eindringlich auf schon frühere Bewohnung der rätischen Täler hingewiesen, aber aus keiner der vorrömischen Perioden waren Niederlassungen bekannt geworden, und über die Herkunft der vermutlichen Bewohner, ihre Abstammung, Wohnkultur, Lebensweise und Begräbnisriten war man vollständig im Dunkel geblieben.

Die Ausgrabungen der letzten zwei Dezennien haben nun aber die Beweise geliefert, daß Graubünden selbst bis in innerste Täler hinein schon fast 2000 Jahre v. Chr. bewohnt war und gerade um die Mitte des zweiten Jahrtausends eine Bevölkerung mit auffallend hohem Kulturstand beherbergte. Diese Forschungsergebnisse sind im Zusammenhang noch nicht publiziert, weshalb hier auf Wunsch der Redaktion des Bündner Schulblattes eine gedrängte Darstellung der urgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse ge-

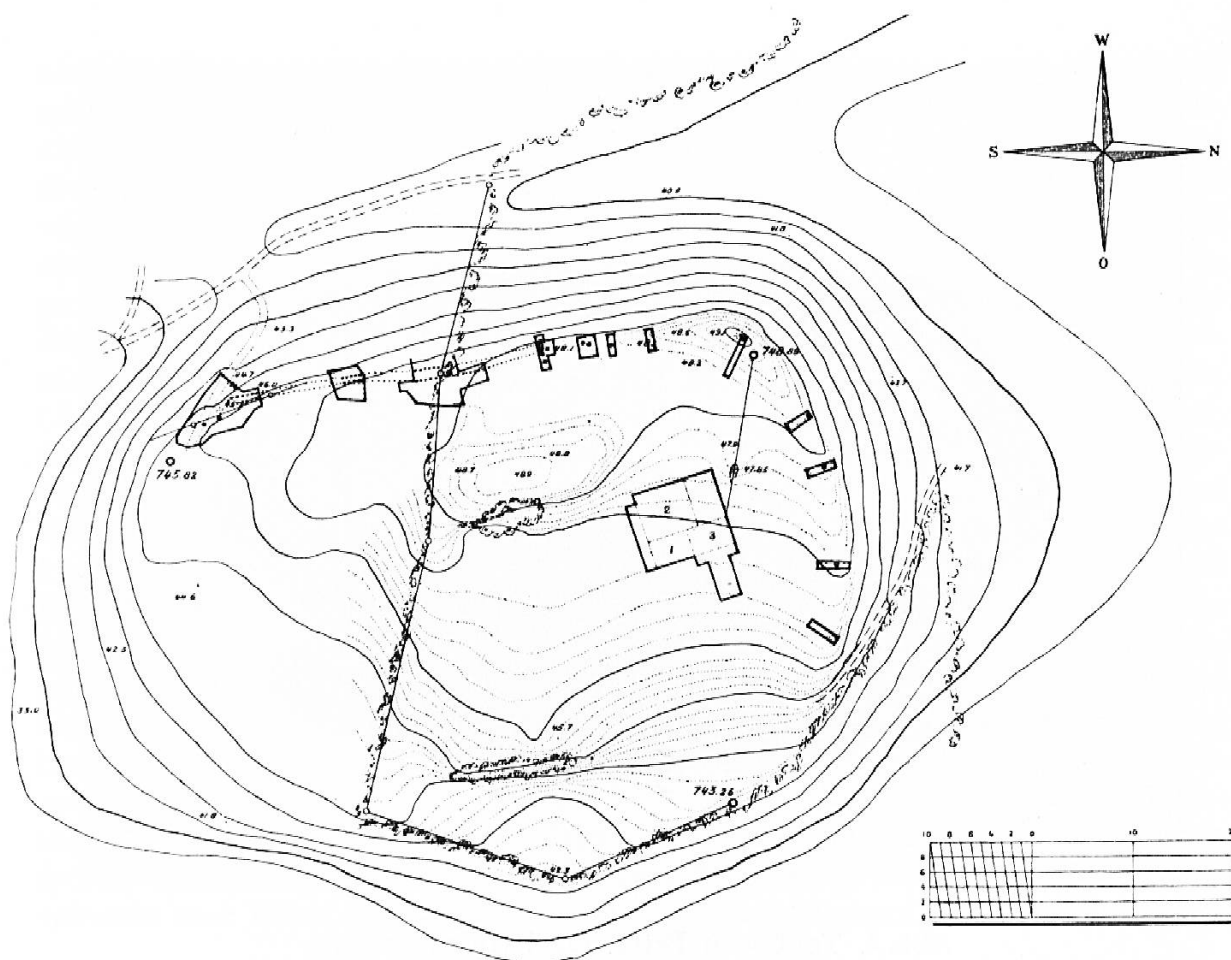


Abb. 3. Plan der neolithischen Siedlung Petrushügel bei Cazis
(Aus Jahresbericht 1940/41 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

geben sei, die den Lehrern in der Heimatkunde als Grundlage für ihre einleitenden Schilderungen Alträtians dienen kann. In zeitlicher Folge seien die verschiedenen Kulturperioden mit ihren Hauptfundorten wie folgt skizziert:

I. Die Steinzeit

Von der Alt- und Mittelsteinzeit, welch letztere bis zirka 4000 v. Chr. heraufreicht, fehlen in Graubünden bisher jegliche Spuren des Menschen, während z. B. die Höhle «Drachenloch» ob Vättis, kaum 5 km von der Kantonsgrenze entfernt, während der letzten Zwischeneiszeit vor zirka 100 000 Jahren von sogenannten Höhlenbärenjägern bewohnt war. Erst in der zweitletzten Phase der Jungsteinzeit, d. h. etwa um 2200 v. Chr., macht sich in Rätien die menschliche Anwesenheit durch sogenannte Streufunde von der St. Luzisteig bis ins Domleschg und in die Gegend von Fellers hinauf bemerkbar, ja sogar im Engadin zeigen sich Spuren seiner Tätigkeit. Am Fuß des Heinzenberges ist es sodann gelungen, eine Siedlungsstätte des steinzeitlichen Menschen aufzufinden und deren Geheimnisse in längeren Ausgrabungen ans Tageslicht zu bringen. Es ist der *Petrushügel* (Abb. 1) direkt ob der Anstalt Realta auf Gebiet von Cazis, etwa 100 m über dem Talboden gelegen, mit steilen, teils felsigen Hängen, die eine



Abb. 4. Topf vom Petrushügel (rekonstruiert)
(Aus Jahresbericht 1939 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

leichte Verteidigung erlaubten. Zur Erhöhung der Sicherheit hatten die Bewohner die bergseitige Westflanke des Hügelplateaus, die leichter zu ersteigen war, durch eine dicke Trockenmauer (Abb. 2) befestigt, an deren Südende ein Toreingang mit Steintreppe bestand. Gegen Norden, wo der Steilabfall höher wurde, war die Wehrmauer durch eine Palisadenwand ersetzt (Abb. 3). Diese ganze Verteidigungsanlage war nicht etwa gegen wilde Tiere errichtet — es lebten damals ja nur Bär, Wolf und Luchs, die kaum Siedlungen anfielen — sondern gegen menschliche Angriffe, was auf weitere Bewohnung des Landes und nicht immer friedliche Zustände schließen läßt.

Die Untersuchung der drei nachweisbaren Hüttenplätze ließ zwei Wohnniveaux erkennen, d. h. die ersterbauten Hütten waren abgebrannt, und über der planierten Brandstelle haben die Leute dann neue Bauten errichtet. Diese steinzeitlichen Häuser — in einem Falle fast quadratisch mit 5 m Seitenlänge — waren leichtgebaute Hütten mit senkrechten Pfosten und Wänden aus Astflechtwerk und Dächern aus Schilf oder Stroh, die beim damaligen wärmeren und trockeneren Klima genügend Schutz boten. Auf den durch zusammengelegte Steine errichteten Herdstellen wurde dauernd ein Feuer unterhalten, das den Mittelpunkt des häuslichen Lebens bildete.

Über die Lebensweise geben die Kulturreste etwelche Auskunft, die in großer Zahl gefunden wurden, nämlich Topfstücke (Abb. 4), Werkzeuge

und Waffen aus Hirschhorn, Knochen, Stein, Feuerstein und Schmuckstücke aus durchbohrten Tierzähnen sowie eine Großzahl aus dem Küchenabfall stammende Tierknochen. Die sehr primitive Keramik mit Wanddicken bis 4 cm, wie sie gleichartig von einem Pfahlbau bei Horgen und von Funden im nordöstlichen Frankreich bekannt ist, weist darauf hin, daß die vorindogermanischen Bewohner des Petrushügels von Westen her zugewandert sind, wobei als Einfallsroute ins Domleschg nur das untere Rheintal in Frage kommen kann. Von den aus Hirschhorn geschnitzten Geräten ist außer mehreren Hacken für den Feldbau und vielen Beilfassungen (Abb. 5) speziell auf einen fein bearbeiteten Löffel hinzuweisen, der beweist, daß schon damals nicht alle Speisen einfach mit der Hand zum Mund geführt wurden. Auch aus Knochen liegen Dolche, Ahlen, Spachteln und Nadeln vor, die auf Schleifsteinen zugeschliffen wurden. Aus Feuersteinknollen und Bergkristallen herausgearbeitete Messerchen, Schaber und Pfeilspitzen zeigen die Technik der Steinbearbeitung, und 193 Steinsägen (Abb. 6) dokumentieren in überwältigender Weise das Zersägen von Serpentinegestein zu Rohstücken, aus welchen dann Steinbeile und feine Meißel hergestellt wurden. Es muß hier eine eigentliche Werkstatt für Steinsägerei bestanden haben, die als ältestes handwerkliches Gewerbe Graubündens bezeichnet werden darf. Von den im Zoologischen Museum Zürich bestimmten Tierknochen entfallen je zirka 50 % auf Jagdtiere, nämlich Hirsch (stark dominierend), Steinbock, Gemse, Bär, Wolf, Fuchs, Urstier, Wildschwein und Biber, welche letztere in den Auwäldungen des in breiten Ser-



Abb. 5. Hirschhornfassungen vom Petrushügel
(Aus Jahresbericht 1939 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

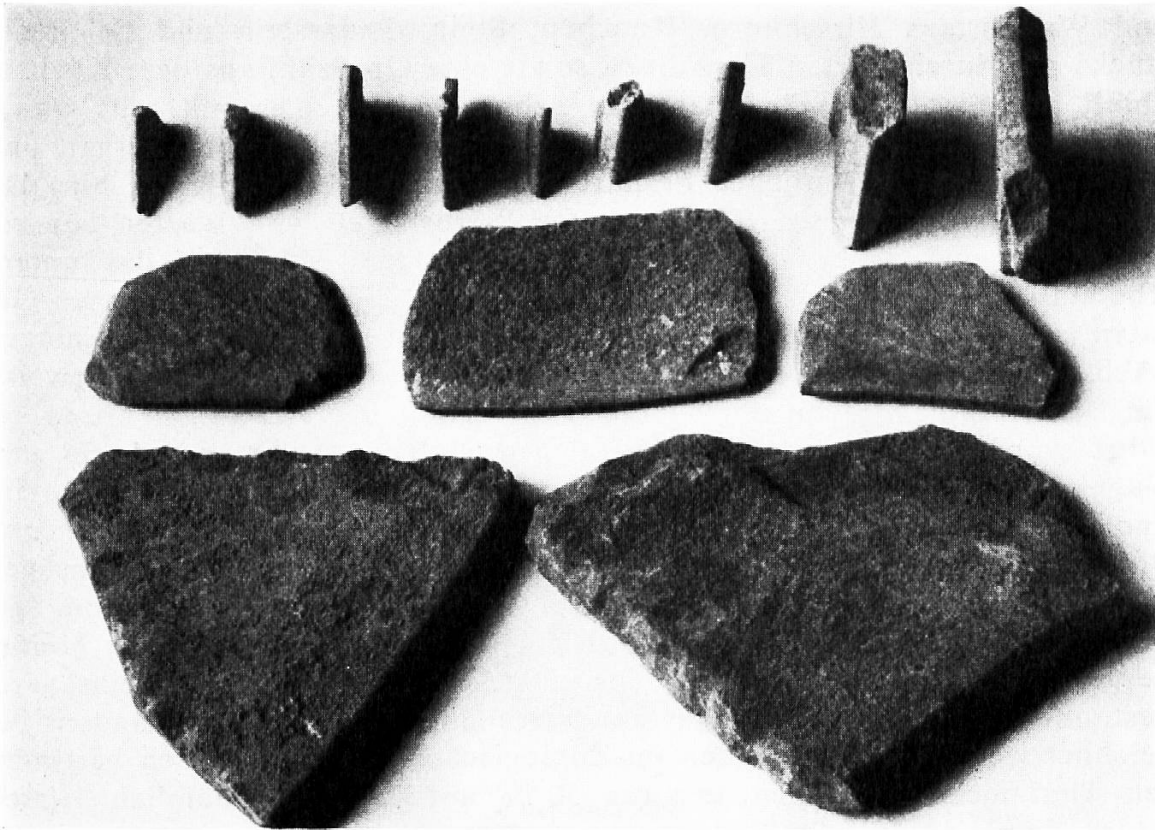


Abb. 6. Steinsägen vom Petrushügel
(Aus Schrift Nr. 3 des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz)

pentinen dahinfließenden Rheines günstige Lebensbedingungen vorfanden. Die anderen 50 % stammen von den auch in den frühen Pfahlbauten gehaltenen sogenannten Torfrassen von Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Hund her, alle von sehr kleiner Körpergröße; das Schaf ist dabei an Zahl stark überwiegend. Durch die Jagd, meist mit Pfeil und Bogen ausgeführt, ist damit ungefähr der halbe Fleischbedarf dieser Neolithiker gedeckt worden. Neben Viehzucht wurde aber auch schon ein primitiver Ackerbau getrieben (Gerste), was auf dem Petrushügel allerdings nur durch Hirschhornhacken und Mahlsteine belegt ist, während gleichaltrige Pfahlbauten auch massenhaft Getreidekörner lieferten. Aus solchen Stationen wissen wir auch, daß schon die Weberei bekannt war, worüber in Cazis Belege fehlen, doch werden auch hier neben Fellen Kleider aus Stoffen getragen worden sein. Viele Holzkohlenstücke aus den Herdstellen wurden auf ihre Holzart untersucht, wobei sich in 30 Fällen Eiche, in 2 Föhre und je mit einer Probe Weide, Esche und Bergahorn ergab, während Fichte, Tanne und Lärche fehlten. Der Fuß des Heinzenberges war damals somit meist mit Laubhölzern bestockt, wobei die Eiche dominierte.

Um 2000 v. Chr. haben die Bewohner, deren Anzahl etwa 20 bis 30 betragen haben mag, den Petrushügel verlassen. Warum dies erfolgt ist und wohin sie zogen, bleibt unbekannt; sicher ist nur, daß die Siedlung durch Feuer zerstört worden ist, ob durch Zufall oder als Folge eines Kampfes

mit einer anderen Volksgruppe, wissen wir nicht. Mit dem Vorhandensein weiterer Siedlungspunkte ist zu rechnen, besonders auch von Angehörigen der letzten steinzeitlichen Stufe, der sogenannten Schnurkeramiker, deren Kultur dann in die Bronzezeit hinüberleitet.

II. Die Bronzezeit

Mit dem Bekanntwerden der Bronze — Mischung von zirka 90 % Kupfer mit 10 % Zinn — beginnt zirka 1800 v. Chr. die Bronzezeit, welche bis 800 v. Chr. dauerte und die Menschheit dank viel besserer Werkzeuge auf eine bedeutend höhere Kulturstufe hob, besonders bezüglich der Wohnbauten. Die Bronzezeit zerfällt in drei Unterstufen: die frühe, mittlere und späte mit je 300 bis 400 Jahren. Aus der Übergangsperiode von der Stein- zur Bronzezeit fehlen in Graubünden zurzeit noch Funde, da solche erst etwa im 17. Jahrhundert einsetzen, und zwar mit dem großen Kuppelgrab bei Donath und auch mit den unteren Schichten in einer Reihe von Siedlungen, wie Crestaulta/Lumbrein, Jörgenberg/Waltensburg, Mutta/Fellers, Cresta/Cazis und Patnal/Savognin als Hauptpunkte, über die nachstehend folgendes ausgeführt sei und die alle auch während der mittleren Bronzezeit (15. bis 13. Jahrhundert) fort dauerten:



Abb. 7. Crestaulta, von Südosten gesehen



Abb. 8. Crestaulta, Mauer I und II mit Kellerbau



Abb. 9. Crestaulta, Mauer II, Frontansicht



Abb. 10. Keramik von Crestaulta (rekonstruiert)

1. Frühe und mittlere Bronzezeit

a) Crestaulta bei Surin-Lumbrein im Lugnez.

Dieser in einem Glennerknie stehende Hügel (Abb. 7) mit steilen Abhängen ist im Laufe der Besiedlung, die um 1600 v. Chr. eingesetzt haben mag, durch mehrfache Mauerzüge (Abb. 8 u. 9) planiert worden, um für die Hütten mehr Raum zu schaffen. Es wurde ein Wohnhorizont der frühen und zwei der mittleren Bronzezeit festgestellt, wobei besonders letztere beide reiche Funde an Keramik lieferten, von der die Abbildungen 10 und 11 Muster zeigen, die in Kreisen der Urgeschichtler Erstaunen hervorriefen, da sie teils neue Formgebung wie Ornamentik aufweisen. Nachgewiesen sind über 500 verschiedene Töpfe, wovon 20 ganz rekonstruiert und wobei

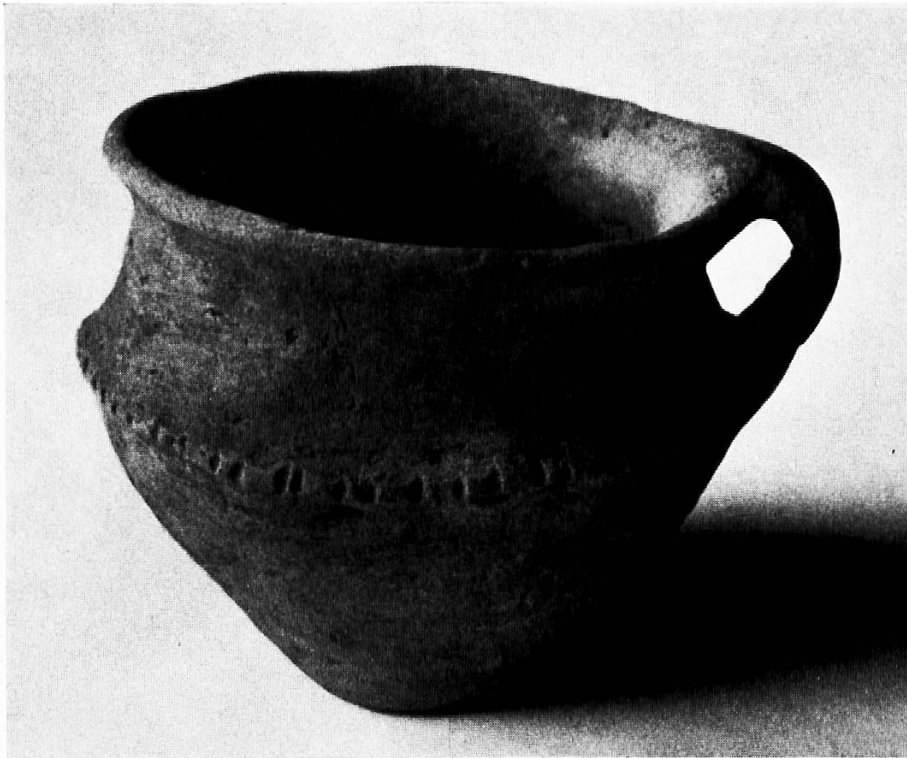


Abb. 11. Topf von Crestaulta (rekonstruiert)

Öffnungsdurchmesser bis zu einem Meter festgestellt werden konnten. Neben Bronzen, wie Beile, Nadeln (Abb. 12), Armspangen, Sicheln und Dolche, stellten sich auch viele Knochengeräte (Abb. 13) ein, die wie in der Steinzeit noch in Gebrauch standen, ferner Steinhämmer und mancherlei Geräte und als Schmuck vereinzelt Bernstein- und Glasperlen. Außer etwa 10 Herdstellen, einem Rundbau, der wohl als Kellerraum diente, einem kleinen Töpferofen mit noch darin liegendem Gefäß (Abb. 14) und Topfdepot (Abb. 15) war die Auffindung von Schmelzresten wohl der überraschendste Fund, da er den Beweis von Kupfergewinnung aus Erzstücken erbrachte, die nach Prof. Niggli (Zürich) entweder von Arosa, Filisur oder aus dem Aversertal stammten, also Kupfergewinnung, wenn auch in kleinem Maße, in Graubünden zwischen dem 15. und 13. Jahrhundert v. Chr. In den ausgebrannten Hüttenresten wurden sodann mehrere Nester verkohlter Sämereien gefunden von sechszeiliger bespelzter Gerste und von der kleinkörnigen Schamser- oder Saubohne, die im Anbau standen. Hochinteressant sind die Tierknochenuntersuchungen (29 Kisten). Auf die Wildtiere entfielen nur 3 % mit folgenden Gattungen und Individuen:

- je 1 Murmeltier, Wildkatze, Hirsch, Wühlmaus, Eule, Kolkrabe und Schneehuhn, ferner
- 2 Marder, 3 Gamsen, 4 Bären und Steinböcke, 7 Wildschweine und, unter Vorbehalt, 1 Urstier.

Diesen erjagten Tieren stehen 97 % Haustiere mit folgenden 860 Individuen gegenüber:

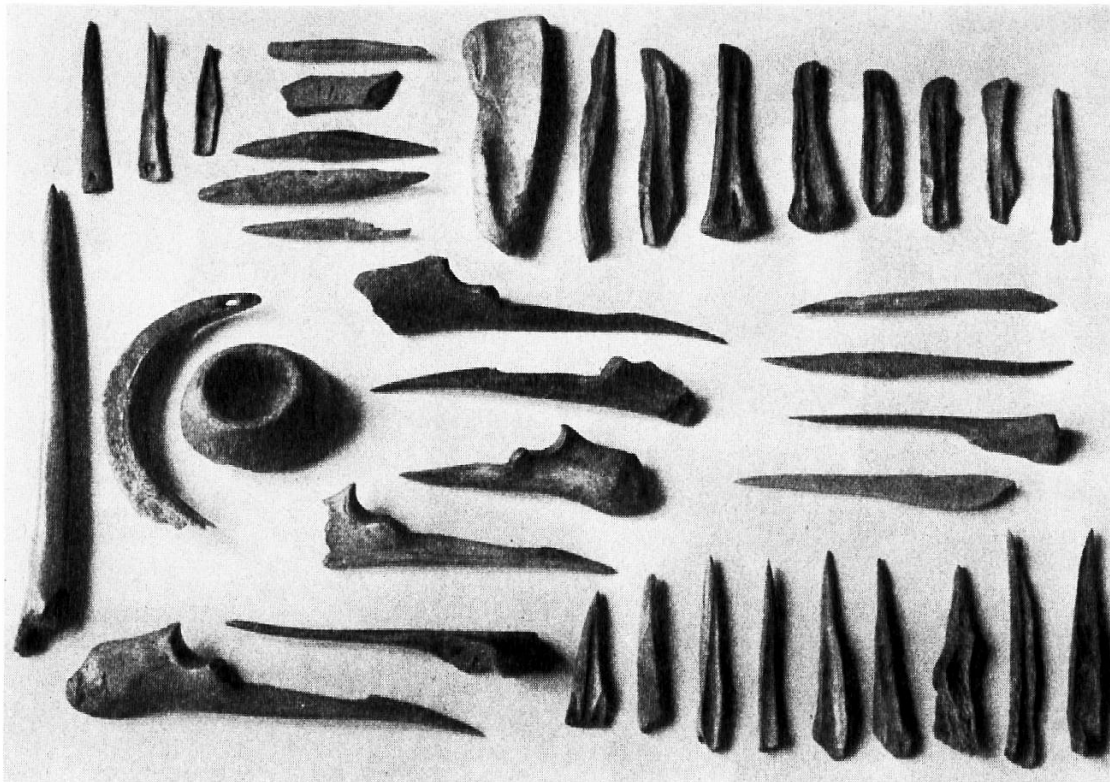


Abb. 13. Knochenwerkzeuge von Crestaulta

Stark auffallend ist das zahlenmäßige Überwiegen des Schafes, im Gegensatz zu den Pfahlbauten, wo das Schwein dominiert, ferner die Tatsache, daß der Jagdbetrieb für die Fleischversorgung mit nur 3 % nur mehr eine sehr untergeordnete Rolle spielte, während er auf dem Petrushügel noch 50 % betrug.

Drastisch kommt der Kulturanstieg gegenüber der Steinzeit auch in den Hüttenbauten zum Ausdruck, indem die besseren Bronzeäxte die Erstellung von soliden Holzhäusern gestatteten. Massive Ständerbauten mit Pfosten und horizontal eingelegten Rundhölzern und wahrscheinlich auch massiven Holzdächern sind an Stelle leichter Schilf-Strauchwerkhütten getreten. Die Böden der 5 bis 8 m messenden rechteckigen Häuser mit Giebeldach bestehen bald nur aus einem Lehm-Estrich, bald sind sie mit Steinplatten gepflastert und selten auch mit einem Holzrost aus dünneren Rundhölzern belegt. Auch beginnt sich bereits eine Ausscheidung nach Koch-, Schlaf- und Vorratsräumen abzuzeichnen. Stallbauten für die Tierherden sind dagegen noch keine erkennbar, und es ist anzunehmen, daß letztere ständig im Freien gehalten wurden, was angesichts des wärmeren Klimas der Bronzezeit gut möglich war. Immerhin ist an Pferche aus Pfahlwerk zu denken, in welchen das Vieh über Nacht bewacht werden konnte, wobei die Wächter, um Raubtiere abzuhalten, Feuer unterhielten.

Der Befund auf Crestaulta zeigt eindeutig, daß dessen Bewohner dort mindestens 400 Jahre kontinuierlich siedelten und damit richtig sesshaft waren. Um 1200 v. Chr. muß eine Abwanderung stattgefunden haben; denn spätbronzezeitliche Resten fehlen. Erst in der späten Eisenzeit, d. h. min-



Abb. 14. Töpferofen von Crestaulta

destens 1000 Jahre später, haben sich, wie einige wenige Topfreste erkennen lassen, wieder kurze Zeit Leute auf dem Hügel aufgehalten.

Ein für die Forschung sehr wichtiger Fund wurde 1946 dank einer Mitteilung von Lehrer J. P. Caminada zwischen Crestaulta und dem Dörfchen Surin am kleinen Grat Cresta petschna gemacht, indem dort eine *Teilnekropole* der Crestaultasiedler aus dem 15. Jahrhundert entdeckt werden konnte. Sie bestand aus 11 unversehrten und einigen früher durch Rüfenstoß gestörten Brandgräbern, die ein sehr interessantes Inventar an Bronzen lieferten, worunter u. a. 50 Schmuck- oder Gewandnadeln, je 5 Armspangen (Abb. 16) und Zierscheiben und viele Bronzedrahtspiralen. Bei den ersteren hat es Formen, die z. T. in gleicher Art überhaupt unbekannt waren. Aus den vollständig fehlenden Waffen, wie sie sich sonst in Männergräbern finden, muß bei Surin ausschließlich auf Frauengräber geschlossen werden, so daß die Geschlechter offenbar getrennt bestattet wurden. Die Frauen sind auf einem Holzstoß, mit ihrem vollständigen Schmuck ausgestattet, kremiert worden, worauf die Aschenreste zusammengekommen und samt den in ihr liegenden, z. T. vom Feuer deformierten Bronzen an einem Häufchen deponiert wurden. Mehrfach wurden die Reste auf eine



Abb. 15. Topfdepot von Crestaulta

Unterlage aus Steinen gebettet oder mit Steinen zugedeckt, und nur in einem Falle war eine kleine Gruft aus Platten errichtet worden. Das eine Grab barg auch einen Hornzapfen und einen Knochen des Rindes, die nur als kultische Beigaben zu erklären sind. Die ganze Anlage mit nahe beieinander liegenden Gräbern weist auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß die einzelnen Brandgräber an der Oberfläche sichtbar gemacht waren und als Friedhof eine gewisse Pflege erfahren haben. Über die kultischen Handlungen bei Bestattungen jener frühen Zeit wissen wir natürlich nichts Näheres, aber gewiß wurden die Toten damals beklagt und beweint und mit Liebe der Erde anvertraut wie heute und alles vorgekehrt, um sie im unbekannten Jenseits vor bösen Dämonen zu schützen. Daß schon die damaligen Menschen an eine weitere Existenz irgendwelcher Art nach dem Tode glaubten, wird durch das Mitgeben von Nahrungsmitteln und auch von Gebrauchsgegenständen in das Grab bewiesen, und die seelische Verbundenheit mit den Verstorbenen wurde auch durch den im Altertum allgemein üblichen Ahnenkultus sehr gepflegt.

Obige Gräberfunde, die, im Gegensatz zu der Ausgrabung auf dem Wohnhügel Crestaulta, sehr vielen Bronzeschmuck lieferten, der den verstorbenen Frauen in verschwenderischer Freigebigkeit in das Grab mitgegeben wurde, zwingen zur Annahme, daß die Frauen im Leben jener Bronzezeitleute schon eine geachtete soziale Stellung eingenommen haben müssen und nicht nur, wie bei vielen Naturvölkern, als Menschen zweiter Ordnung Arbeitssklaven darstellten.



Abb. 16. Doppelflügelnadel, durchlochte Kegelkopfnadeln und Armringe von Cresta petschna. (Aus Ur-Schweiz 1948, Nr. 1)

Als überraschend sind noch die Holzartenbestimmungen zu erwähnen, die neben Bergahorn, Erle, Hasel, Geißblatt und Hornstrauch — teils aus Blattabdrücken auf Hüttenlehmknollen ermittelt — auch Föhre, Eiche und in manchen Fällen auch Weißtanne ergaben, während Fichte ganz fehlt. Die Tanne kommt heute im ganzen Lumbreiner Wald nicht mehr vor und die Föhre, von einer Kultur des letzten Jahrhunderts abgesehen, ebenfalls nicht, und die Eiche ist im inneren Lugnez ganz unbekannt. Diese Tatsachen weisen wieder auf das damals wärmere Klima hin.

Bei einem Bestand von 4 bis 5 gleichzeitigen Hütten — die Siedlung ist noch nicht ganz ausgegraben — darf auf Crestaulta mit einer Bevölkerungszahl von etwa 50 Seelen gerechnet werden.

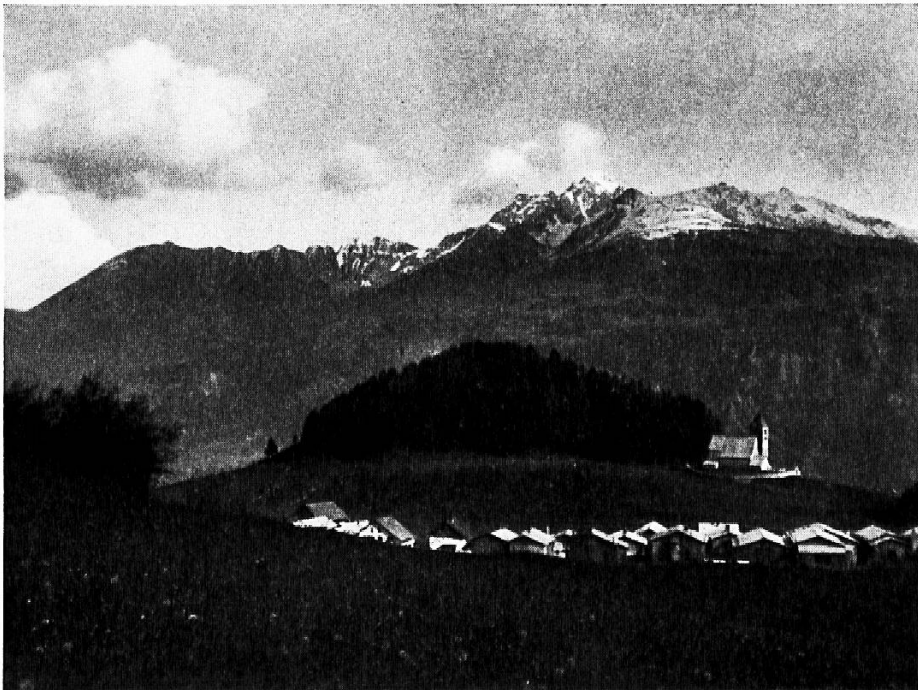


Abb. 17. Fellers mit Mutta, von Norden gesehen
(Klischee Landesmuseum)

b) Mutta bei Fellers.

Diese Station auf heute bewaldeter, weithin sichtbarer Kuppe (Abb. 17) zeigt die gleiche Kultur wie der Crestaulta, weshalb auf die näheren Ergebnisse nicht eingetreten werden soll; nur auf drei Umstände ist hinzuweisen. Mit drei Wohnhorizonten der frühen Bronzezeit, wobei auch einige steinzeitliche Artefakte vorliegen, scheint die Siedlung etwas früher zu beginnen als im Lugnez, wogegen sie auch vorher, d. h. vor Ende der Mittelbronzezeit, wieder abbricht, um dann aber in der Späteisenzeit (2. bis 1. Jahrhundert v. Chr.) nochmals als Räterburg eine Rolle zu spielen. Dann kommt Mutta insofern eine Bedeutung zu, als die Hügelkuppe, mit Ausnahme zweier Felsbastionen, die den in der Mulde liegenden Eingang wie zwei Tortürme flankieren, vollständig mit einer gewaltigen Trockenmauer



Abb. 18. Randmauer und Quermauer, Siedlung Mutta/Fellers
(Aus Jahresbericht 1942 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

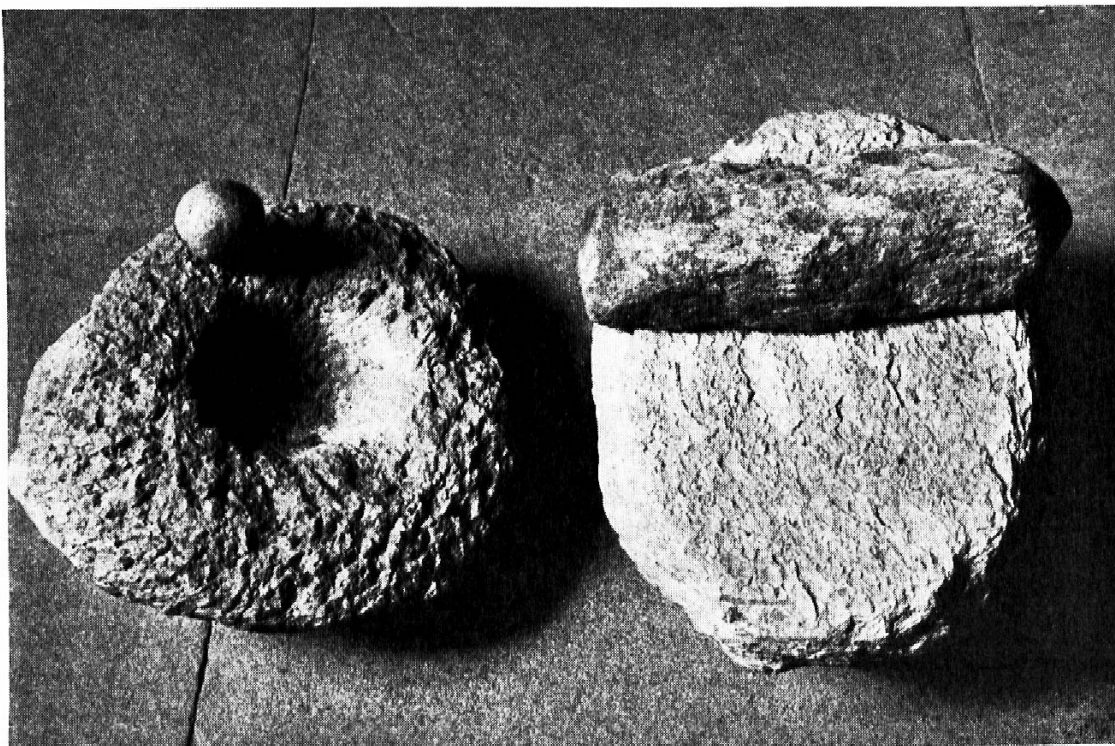


Abb. 19. Mörser und Mahlsteine von Mutta/Fellers
(Aus Jahresbericht 1944 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

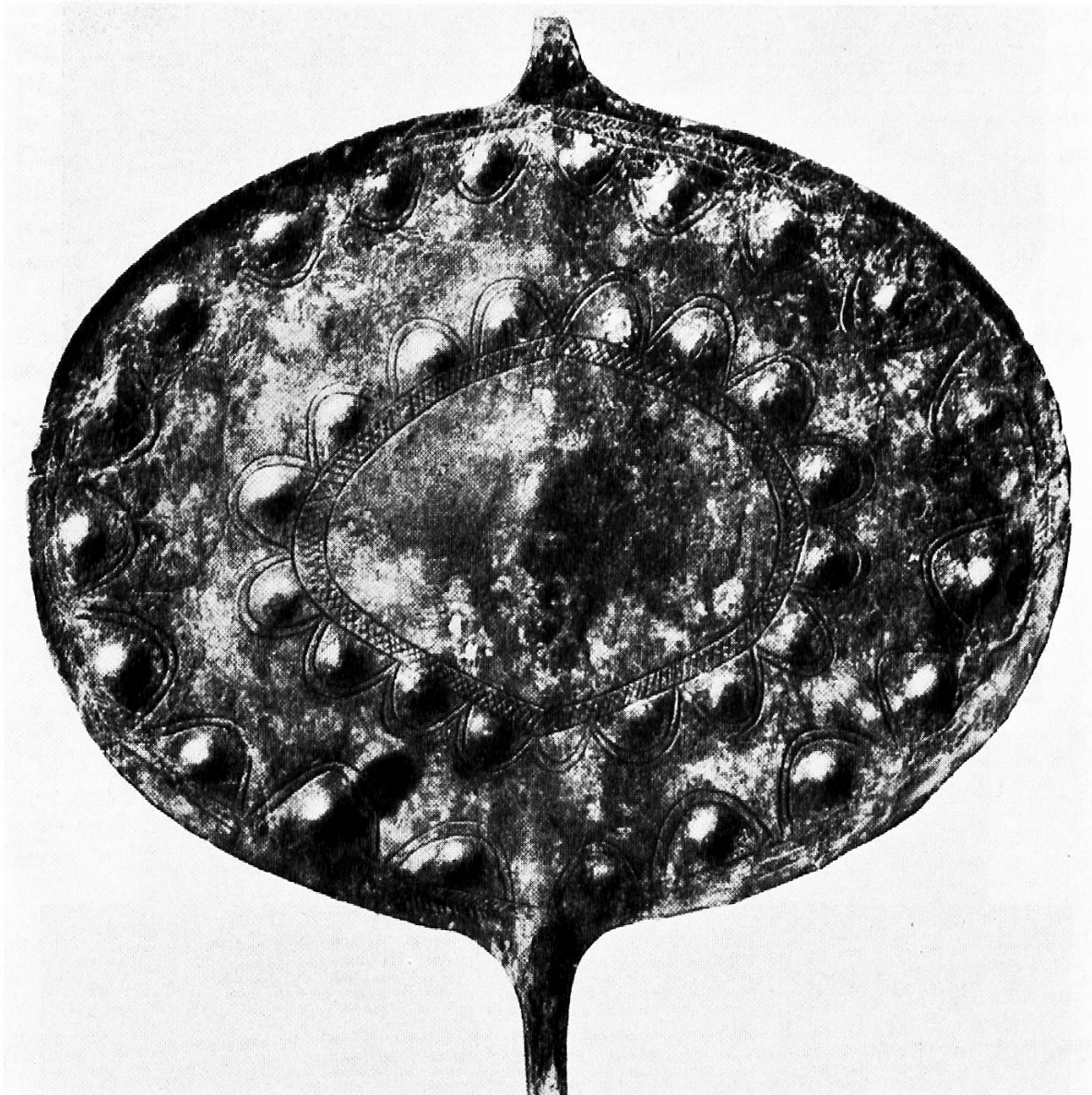


Abb. 20. Kopf der bronzezeitlichen Scheibennadel von Mutta/Fellers

umgürtet ist (Abb. 18), die den Siedlungspunkt zu einer für damalige Verhältnisse wohl kaum einnehmbaren Felsenburg gestaltete. Da diese Wehrmauer nachgewiesenermaßen frühbronzezeitlich ist, aus welcher Zeit sonst nördlich der Alpen keine solchen Werke bestehen, stellt Mutta für die Urgeschichte um so mehr eine Sehenswürdigkeit dar. Als dritter Punkt muß der Fund der großen, 83 cm langen Scheibennadel (Abb. 20) erwähnt werden, die dem 16. Jahrhundert v. Chr. entstammt und als ältestes bündnerisches Kunstwerk bezeichnet werden darf, da sie wohl auf Mutta hergestellt wurde, da Europa keine ähnlichen Artefakte kennt. Die ovale Scheibe, von Hand getrieben, zeigt in konzentrischer Anordnung zwei Reihen Buckelchen und eingeritzte Ornamentierungen. Im Prinzip handelt es sich um eine Gewandnadel mit Öse am oberen Scheibenrand, doch konnte dieses



Abb. 21. Cresta bei Cazis, Ansicht von Südwesten
(Aus Jahresbericht 1944 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

außerordentliche Prunkstück natürlich nicht in täglichem Gebrauch, sondern nur von einer hochgestellten Persönlichkeit, wie Fürst oder Fürstin oder einem Priester bei großen Festlichkeiten getragen worden sein. Man wird kaum fehlgehen, in Mutta den Sitz eines Häuptlings zu vermuten, indem auch seltene Kerbschnittkeramik — jedenfalls Import aus Süddeutschland — aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. auf begüterte Bewohner hinweist.

Kulturhistorisch interessant sind sodann die auf Mutta zahlreich vorhandenen Mahlsteine aus anstehendem Verrucano. Es sind brotlaibförmige Steine mit glatter Mahlfläche (Abb. 19), die dort zugehauen und offenbar auch für andere Siedlungen fabriziert wurden; denn auf Cresta z. B. fanden sich ebenfalls viele solcher, trotzdem dort diese Gesteinsart, die sich am besten hierfür eignet, in der ganzen Umgegend fehlt. Neben flachen Mahlsteinen treten auch solche mit eingetiefter Schale auf (Mörser), in welchen die Körner mit den kugeligen Kornquetschern vorerst zerdrückt und dann auf dem Mahlstein erst richtig gemahlen wurden.

c) Cresta bei Summaprada-Cazis.

Diese 1943 entdeckte urgeschichtliche Niederlassung (Abb. 21) auf dem 100 m langen Gratsattel zeigt eine zeitlich andauernde Bewohnung während

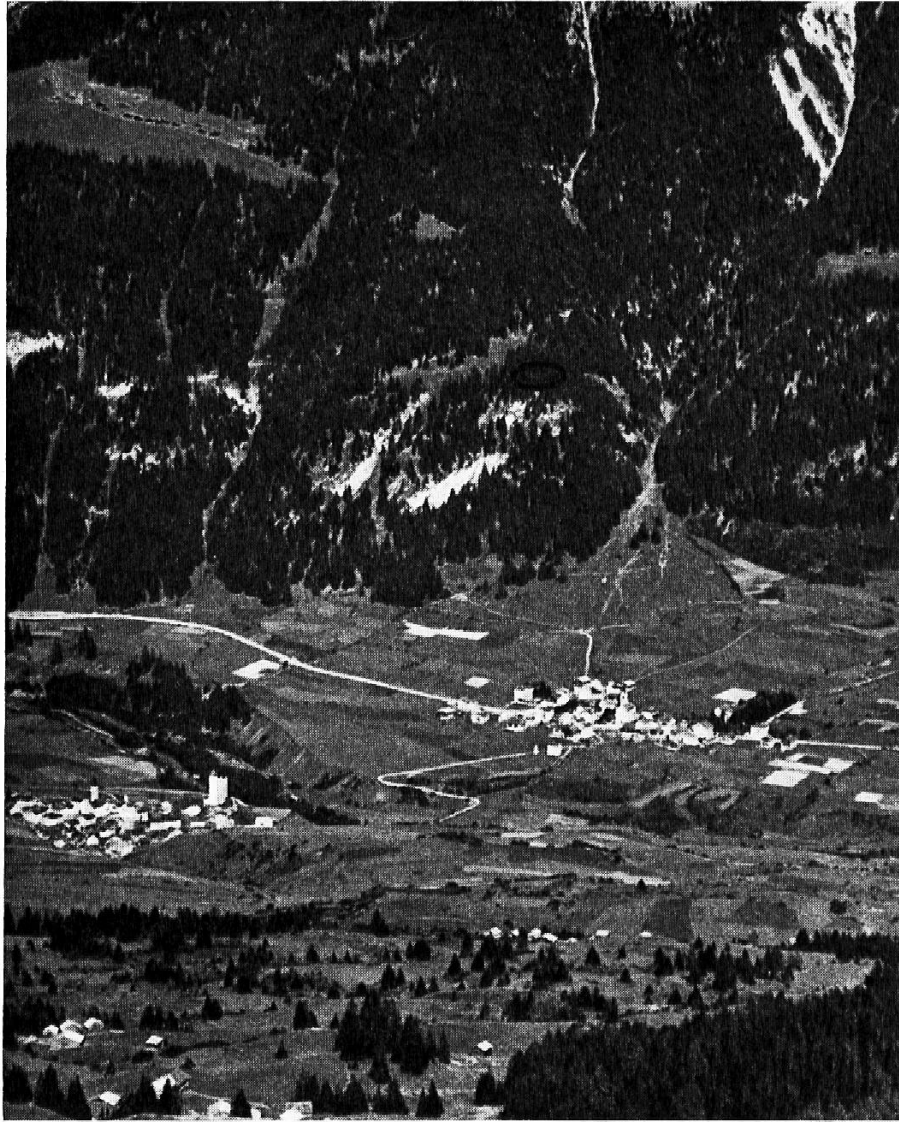


Abb. 22. Caschlißs über Conters i. O.
 (Aus Jahresbericht 1945 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

der frühen Bronzezeit mit mindestens vier Hüttenhorizonten, der mittleren mit drei, der späten mit zwei und der frühen Eisenzeit mit ebenfalls zwei Niveaux, also eine Schichtenfolge von 11 übereinanderliegenden Dörfchen von zirka 1700 bis 400 v. Chr., welche Reichhaltigkeit und Kontinuität sonst nirgends beobachtet wurde. Für die beiden ersteren Kulturstufen wurden insoweit wichtige neue Forschungsergebnisse erzielt — Ausgrabungen unter Leitung des Schweizerischen Landesmuseums —, als eine ganze Anzahl Häuser in ihren Grundrissen freigelegt werden konnte, zwischen denen sich richtige, durch schiefgestellte Steinplatten konstruierte Wasserablaufgräben befanden. Im übrigen handelt es sich bei diesen Schichten um die gleiche Kultur wie auf Crestaulta und Mutta. Über die darüber liegenden späteren Stufen wird weiter unten berichtet.



Abb. 23. Große Mauer, von Norden gesehen, bei Caschligns
(Aus Jahresbericht 1944 der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte)

d) Caschligns bei Conters i. O.

Auf einsamem Hügel in 1450 m ü. M. (Abb. 22) ergab die Ausgrabung 1944 bis 1946 einen höchst seltsamen Steinbau mit einem Innenraum von 20 m Länge und 3 bis 3½ m Breite, wobei die beiden kurzen Quermauern nicht rechtwinklig zur Längsmauer stehen, sondern schiefwinklig abschließen. Die Trockenmauern weisen Dicken bis zu 5 m auf und sind z. T. bis zu 2,80 m Höhe in der Erde erhalten geblieben. Unter diesem Steinbau bestand vorher, wie eine unter den Mauern verlaufende Brandschicht ausweist, ein Holzbau, von dem noch 16 große Pfostengruben (Abb. 23) freigelegt werden konnten. Zum Steinbau gehörte eine große Herdstelle, die wie ein Altar bis zu Meterhöhe errichtet war und sich an die östliche Längsmauer in deren Mitte anlehnte. Neben ihr waren auf fünf Steinplatten zwei Bronzebeile und eine bronzene Gußform (Abb. 24 und 25) deponiert. Im übrigen fanden sich relativ wenige Topfreste von meist schön ornamentierten Gefäßen und etwas Tierknochenreste und in der einen Mauer, durch die ein Schnitt geführt wurde, ein Messer seltener Art (Abb. 26). Zeitlich gehört dieses Messer in die erste Phase der späten Bronzezeit (Urnenfelderkultur), während die anderen drei Bronzen noch dem Ausgang der mittleren Bronzezeit entstammen. Mit den Bronzen ist die ganze Anlage ungefähr



Abb. 24. Bronzedeptfund mit geschlossener Gußform bei Caschligns
(Klischee aus Ur-Schweiz 1945, Nr. 1)



Abb. 25. Bronzegußform geöffnet
(Klischee aus Ur-Schweiz 1945, Nr. 1)

Abb. 26. Messer
aus Bronze mit
gelapptem Griff,
von Caschligns
(Klischee aus
Ur-Schweiz 1947,
Nr. 1)



datiert, wobei das 13. und 12. Jahrhundert in Frage kommen, also Übergang mittlere zur späten Bronzezeit. Die Bedeutung dieses Steinbaues, der in Europa seinesgleichen sucht, da man nördlich der Alpen überhaupt keine Hausbauten aus Mauerwerk kennt, ist schwierig zu erkennen. Da aber laut bisheriger Erfahrung die Anlage auf Caschligns weder ein Wohnbau sein kann, wogegen viele Gründe sprechen, noch gewerblichen Zwecken oder als Fliehburg gedient haben kann, wofür sie möglichst ungeeignet war, kann unserer Ansicht nach nur eine religiöse Verwendung in Frage kommen. Schon die Tatsache, daß die Erbauer zirka 1000 Tonnen Steine (zirka 400 m³) auf den Hügel hinaufgeschleppt haben, weist darauf hin, welch große Arbeit hier geleistet wurde, was nur von einer zahlreichen Volksgruppe zu erwarten ist, und hinter einer solchen Triebkraft dürfen gewiß religiöse Motive vermutet werden. In nur 3 und 2 1/2 km Entfernung befinden sich die Siedlungen auf Motta da Vallàc und Patnal (Gemeinden Salux und Savognin, und es darf damit gerechnet werden, daß Caschligns den Tempel oder das Heiligtum der ganzen Talbevölkerung darstellte, zu dem sie zu gewissen Zeiten wallfahrteten, um ihren Gottheiten zu opfern. Am Berghange direkt oberhalb dieses als Tempel zu deutenden Baues finden sich im Halbkreise gegen den Bau unter der Oberfläche Herdstellen, die mit Festlichkeiten des Volkes zu Ehren der hier waltenden Gottheit im Zusammenhang stehen dürften. Die deponierten Bronzen mögen zu kultischen Handlungen gedient haben oder als Weihegaben erklärt werden, keinesfalls widersprechen sie einer Deutung der Anlage als Sakralbau. Welche Gottheiten dort verehrt wurden, bleibt ein Rätsel, immerhin könnte die einer Mondsichel ähnlich erscheinende Bauform an Mondkultus denken lassen. Bronzezeitliche Tempelbauten sind in Europa sonst keine bekannt.



Abb. 27. Rasiermesser, 1/2 natürliche Größe, von Motta da Vallàc-Salux (Aus Jahresbericht 1945 der Schweiz. Gesellschaft für Urforschung)

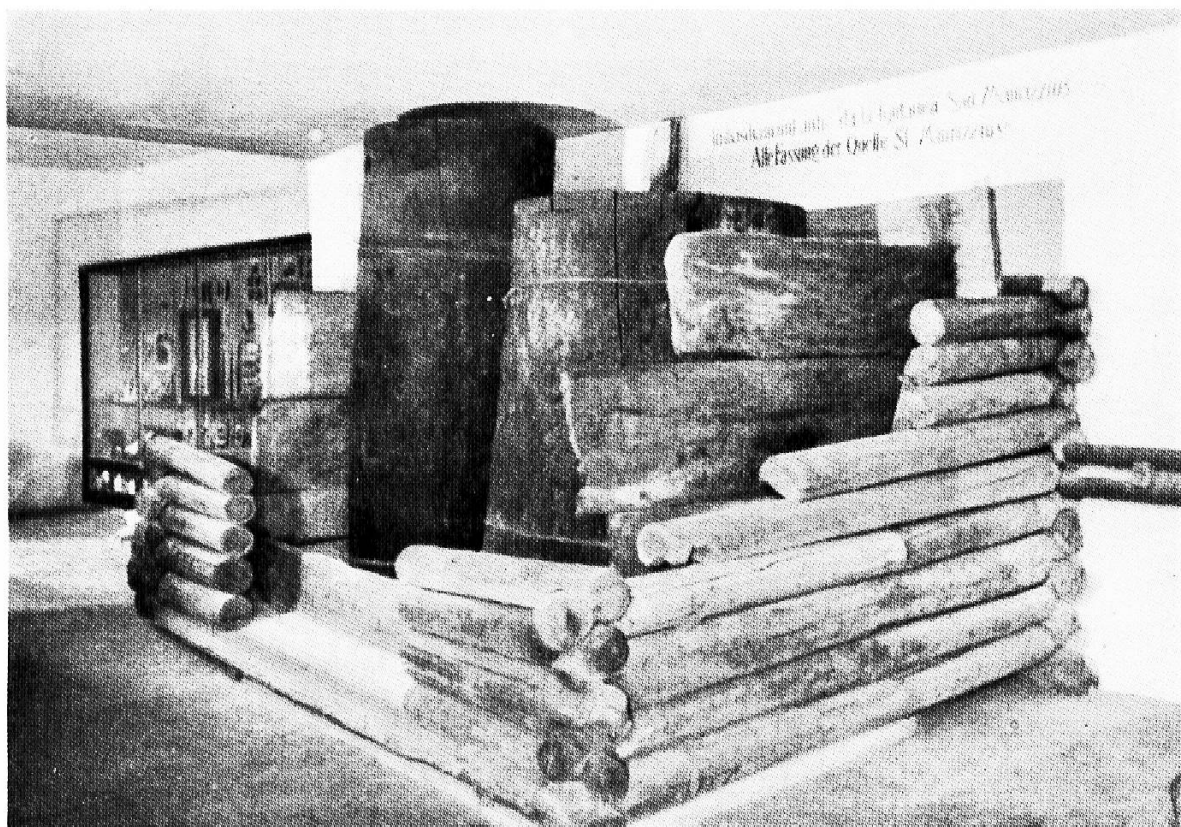


Abb. 28. Bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz
(Aus dem Jahresbericht der HAG 1940)

e) *Außer den erwähnten Siedlungspunkten* der frühen und mittleren Bronzezeit sind durch Sondierungen, aber doch typische Keramikfunde, noch Stationen dieser Stufen auf Jörgenberg/Waltensburg, Fryberg/Siat, Patnal/Savognin (mit schönen Töpfen), Muotta palü/Süs und Las Muottas/Lavin festgestellt, also schon Besiedlung des Unterengadins.

f) *Das Kuppelgrab von Donath.*

Nach den Bronzebeigaben ist dieses in seiner Form einzigartige Grab in das 16. Jahrhundert v. Chr. der frühen Bronzezeit einzustellen. Vor Errichtung des Grabbaues sind große Vorbereitungen getroffen worden, indem durch Verbrennung einer gewiß 100 Ster messenden Holzmenge eine gewaltige Aschenschicht kreiert wurde, die bei einer Mächtigkeit von 10 bis 30 cm auf 14 m Länge und 7 m Breite freigelegt worden war. Auf dieser Aschenschicht stand ein halbrunder Grabbau aus behauenen Steinplatten, der als falsches Gewölbe mit Einschieben der Deckplatten oben geschlossen war. Die Lichtweite der Grabkammer betrug 2 m und die Höhe 1,20 m. Ob die Anlage ursprünglich ein geschlossener Rundbau war, dessen südliche Hälfte später ins Valtschieltobel abstürzte, an dessen Rand sich die Anlage befindet, konnte nicht mehr eruiert werden. Bis in halbe Höhe war der Bau mit einem weit ausgreifenden Mantel von großen Steinen umlagert, auf den eine Schicht kleinerer Kieselbollen folgte, und das Ganze

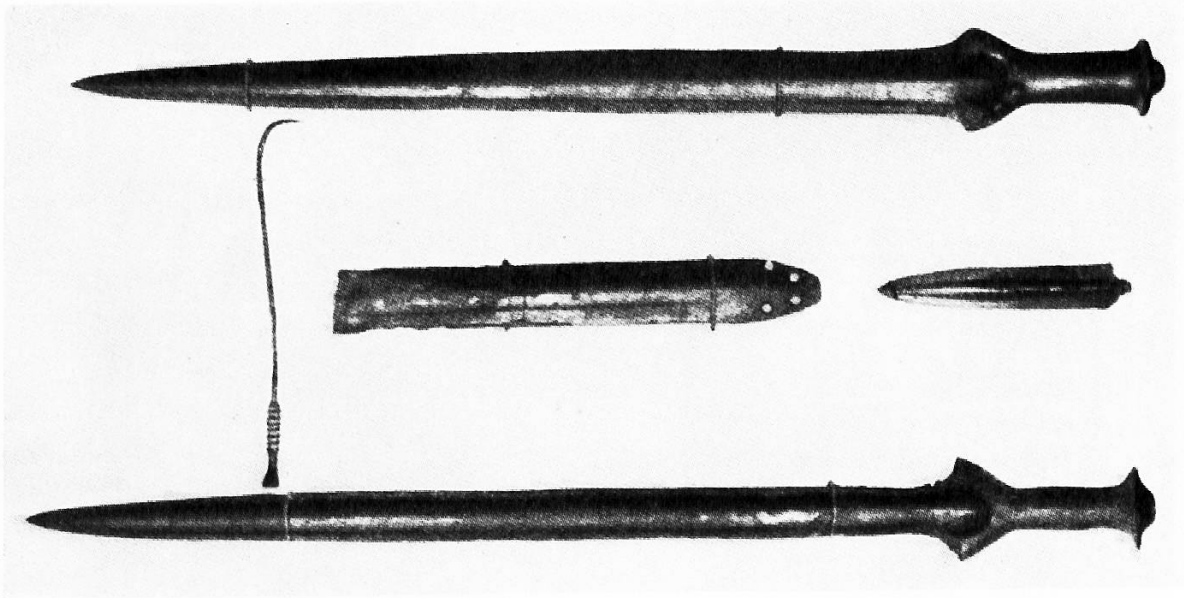


Abb. 29. Weihegaben aus der bronzezeitlichen Quellfassung St. Moritz
(Aus dem Jahresbericht der HAG 1940)

war mit einer hohen Erdschicht zugedeckt, wohl um das ganze Grab vor Zerstörung zu sichern, was bis zum Straßenbau nach Wergenstein, d. h. während 3500 Jahren, erreicht worden ist. Der Grabbau selbst ist wieder intakt eingedeckt worden. Die Größe und Einzigartigkeit dieses Kuppelgrabes deutet auf die Bestattung eines hochgestellten Mannes hin, dem Beil und Dolch mit ins Jenseits gegeben wurden. Die zugehörige Siedlung ist noch nicht bekannt, könnte sich aber auf dem Hügel Casti befunden haben.

Über die Herkunft und Volkszugehörigkeit der frühen und mittleren Bronzezeitleute herrscht noch Ungewißheit, doch weisen speziell die Nadel-funde von Fellers, Surin und Cresta der frühen Periode über Tirol–Bayern–Niederösterreich nach Ungarn, von wo die Zuwanderungen erfolgt sein dürften und von wo sich eine Kulturstreuung über Graubünden bis ins Wallis erstreckte.

2. Die späte Bronzezeit

Die späte Bronzezeit beginnt zirka 1200 v. Chr. mit der Einwanderung der sog. Urnenfelderleute, so genannt, weil sie ihre Toten verbrannten und die Asche in Urnen (Tongefäßen) beisetzen. Herkunftsort dieses Volkes ist Böhmen, und seine Zugehörigkeit zur illyrischen Völkergruppe ist heute absolut gesichert. Diese Einwanderer haben sich dann mit der vorhandenen Urbevölkerung der früheren Stufen der Bronzezeit vermischt, woraus das spätbronzezeitliche Volk des 10./9. Jahrhunderts entstanden ist, welches in der unteren Schweiz die Pfahlbauten nochmals aufleben ließ, die von ungefähr 1500—1000 v. Chr. merkwürdigerweise ganz ausfallen, aus Gründen, die heute noch unbekannt sind.

In Graubünden hat die späte Bronzezeit weniger bedeutungsvolle Funde geliefert als die vorangehenden Kulturen; immerhin ist eine Reihe Siedlungspunkte bekannt geworden, die aber meist nur durch Sondierungen



Abb. 30. Schale von Felsberg, Hallstattzeit
(Photo Landesmuseum)

festgestellt sind. Einzig auf Cresta Cazis liegen etwas umfassendere Ergebnisse vor, die aber noch nicht ausgewertet sind. Die Häuser sind hier nicht mehr Ständerbauten, sondern massive Blockhütten wurden über starken Steinsockeln errichtet, die reihenweise abgedeckt werden konnten. Die keramischen Funde sind eher mager ausgefallen, ebenso die Bronzen, von denen typische sog. Mohnkopfnadeln im Kanton bisher nur zwei als Streufunde vorliegen (Ems und Disentis). Als Wohnplätze sind anzuführen: Matluskopf/Fläsch, Lichtenstein/Haldenstein, Hohenrätien/Sils, Crestabühl/Cazis, Salons/Alvaschein, Motta da Vallàc/Salux (Abb. 27) und S. Vittore. Als bedeutungsvoller Fund ist sodann die Quelfassung von St. Moritz (Abb. 28) zu nennen mit zwei mächtigen ausgehöhlten Lärchenstämmen, in welch einem als Weihgaben an den Quellgott zwei Schwerter (Abb. 29) und andere Bronzen steckten. Diese Anlage beweist, daß die Quelle schon im 12./11. Jahrhundert v. Chr. benutzt wurde, das Oberengadin also sicher bewohnt war, worauf übrigens auch eine ganze Reihe anderer Bronzefunde in St. Moritz-Dorf hinweist. Von Rodels ist sodann ein Grabfeld zu erwähnen, das Skelettgräber wohl aus der letzten Stufe der Bronzezeit enthielt mit Datierung durch eine bronzene Nadel.

Bisher konnten in allen größeren Tälern Graubündens Siedlungen der Bronzezeit (und das gilt auch für die nachfolgende Eisenzeit) gefunden werden, außer im Prätigau, Schanfigg, Davosertal, Schams-Rheinwald, Münstertal, Puschlav, Bergell und im oberen Oberland von Brigels an aufwärts. Doch weisen Einzelfunde in allen diesen Talschaften, ohne Schanfigg, un-



Abb. 31. Keramik der Melaunerkultur von Cresta/Cazis

mißverständlich darauf hin, daß auch sie bewohnt gewesen sein müssen; denn wir dürfen heute alle diese gefundenen Bronzen nicht mehr nur als verlorene Objekte von «durchziehendem» Volk oder von dort die Jagd ausübenden Siedlern anderer Täler bezeichnen, wie dies früher gemacht wurde.

Der Verkehr über die Alpenpässe hat unserer Ansicht nach recht wenig Einfluß auf die Besiedlung gehabt; denn letztere war das Primäre, und manche Niederlassungen liegen weitab von sog. Durchgangsrouten. An wesentlichen Paßverkehr mit größeren Volksgruppen ist überhaupt nicht zu denken, sondern es ist, wie gewisse Funde südlicher Herkunft erkennen lassen, nur Begehung durch einzelne Händler zu vermuten, die mit Bronzen und Schmuckobjekten die Täler durchwanderten, um hausierend ihre Ware in den Siedlungen gegen andere Produkte auszutauschen. Ein Depot bei Schiers von 18 kg Bronzen und ein kleineres bei Filisur beweisen einen solchen Hausierhandel. Die Ankunft eines solchen «Reisenden» in einer Siedlung mit neuen Waffen und allerlei Zieraten mag jeweils ein großes Ereignis gewesen sein.

Total sind nun im Kanton Nachweise von 17 bronzzeitlichen Niederlassungen bekannt, von denen die wichtigsten genannt wurden; deutliche Anhäufungen zeigen das Churer Rheintal, das mittlere Oberland mit Lugnez, das Domleschg, das untere Albulatal mit dem unteren Oberhalbstein und der Talabschnitt Süs-Lavin im Engadin.

Die Frage, ob die verschiedenen Niederlassungen miteinander in Verkehr standen, Güter austauschten und auch in verwandtschaftliche Beziehungen



Abb. 32. Trockenmauerwerk der späteisenzeitlichen Siedlung Castaneda
(Klischee Landesmuseum)

zueinander traten oder ob sie mehr abweisend oder gar feindlich einander gegenüberstanden, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten; doch halten wir ersteres für wahrscheinlicher, indem die meist entfernte Lage der Siedlungen an keine Raumnot für die Weide der Herden denken läßt und auch bei Ausübung der Jagd kaum ein Zusammenstoßen feindlicher Art möglich wurde. Immerhin waren es Menschen, und*Streitigkeiten mögen oft vorgekommen sein, und die Wehrbauten sind offenbar nicht grundlos errichtet worden, wenn vielleicht auch mehr darum, um fremde, neu zuwandernde Volksgruppen abzuwehren.

Wie beim steinzeitlichen Petrushügel handelt es sich bei allen bronzezeitlichen Niederlassungen um sog. Hügelsiedlungen auf steilen Anhöhen, wobei erfahrungsgemäß drei Voraussetzungen erfüllt sein mußten, um für Bewohnung geeignet befunden zu werden:

- a) gute Verteidigungsmöglichkeit, d. h. Steilhänge und nicht zu große Ausdehnung, da es sich immer nur um kleinere Volksgruppen handelte, die eine zu lange Front nicht verteidigen konnten;
- b) Nähe von Wasser am Hügelfuß, sei es Quelle, wie bei Lichtenstein, Crestaulta, Hohenrätien, Caschligns, oder Bächlein und Fluß, wie bei Matluschkopf, Mutta, Fryberg, Cresta, Motta da Vallàc und Patnal;
- c) flaches Gelände in nahem Bereich des Hügels, wo die Äcker bestellt und bei Eindringen von schädigenden Wildtieren (Hirsch und Wildschwein) rasch beschützt werden konnten.



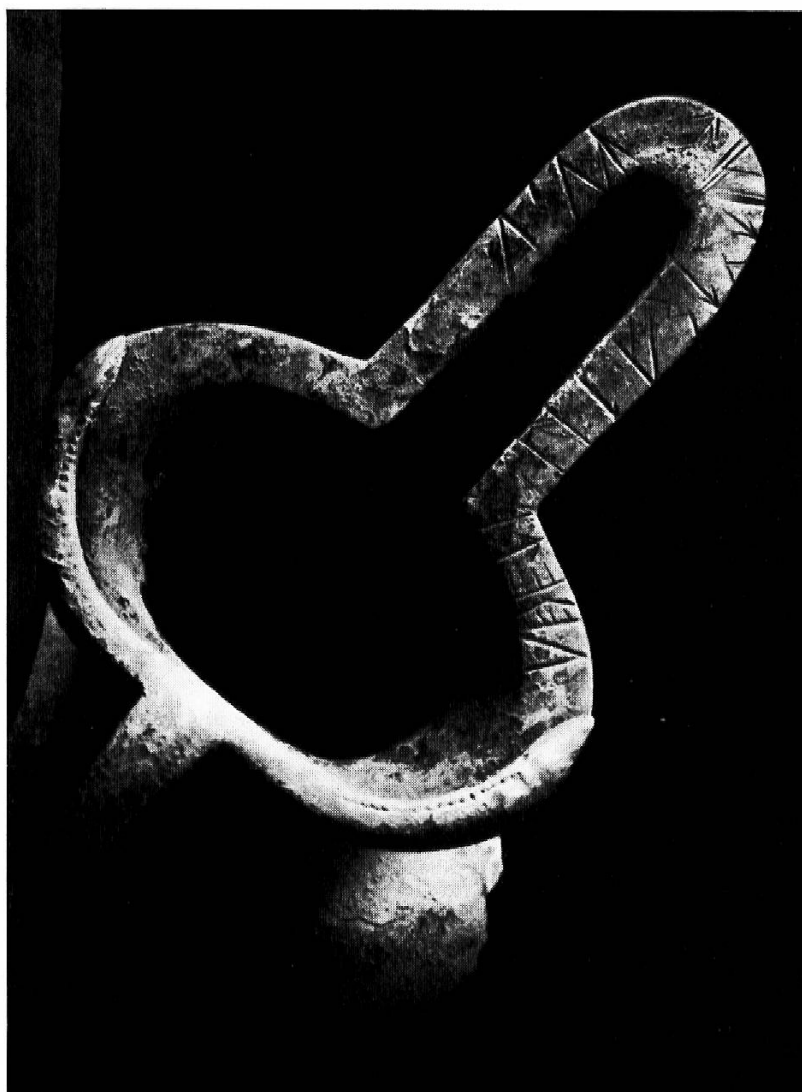
Abb. 33. Schnabel-
kanne von Castaneda
(rekonstruiert)

Wo eine dieser Bedingungen bei Hügeln mit urgeschichtlichen Spuren nicht erfüllt ist, wird es sich in der Regel nicht um ständige Besiedlung handeln, sondern nur um in unruhiger Zeit aufgesuchte Zufluchtsorte, die dann wohl etwa Reste von Befestigungen aufweisen, aber keine eigentlichen Kulturschichten mit wesentlichen Funden von Keramik usw.

Befestigungsanlagen in Form starker Mauern bronzezeitlichen Alters sind bis jetzt auf den sechs Höhengründungen Matluskopf, Lichtenstein, Mutta, Crestaulta, Salons und Motta da Vallàc mit Sicherheit festgestellt worden; an mehreren anderen Orten sind solche bei späteren Burgenbauten zerstört oder überbaut worden, wie etwa auf Jörgenberg, Rhäzüns und Hohenrätien, und wieder bei anderen wurden noch keine speziellen Nachgrabungen gemacht.

Die Menschen der Bronzezeit trugen auch im Alpeninnern wohl ausschließlich Kleider aus Geweben, wie dies in Moorgräbern Nordeuropas, wo alle Gewänder noch erhalten waren, vorgefunden wurde. Der große Bestand an Schafen läßt vermuten, daß die bündnerischen Siedler in erster Linie Kleider aus Wolle verwendet haben dürften.

Abb. 34. Inschrift
der Schnabelkanne
von Castaneda



III. Die Eisenzeit

Mit dem Bekanntwerden des Eisens um 800 v. Ch. entwickelt sich aus der Bronzezeit die Kultur der Eisenzeit. Deren ältere Periode, die sog. Hallstattkultur — nach dem großen Fundplatz bei Salzburg benannt —, dauert bis zirka 400 v. Chr., worauf die späte Eisenzeit einsetzt mit der Keltenkultur in der unteren Schweiz und ganz Nord-, West- und Südeuropa und der rätischen in Graubünden und dem angrenzenden Ostalpengebiet.

1. Die Hallstattkultur

Die Entwicklung dieser Kultur aus der bronzzeitlichen ist für Graubünden noch ganz unklar, da bisher zu wenig Funde vorliegen, um entscheiden zu können, ob sie in ganz friedlicher Weise erfolgte oder ob sie unter Zuwanderung neuer Volksstämme vor sich ging, welch letzteres aber das Wahrscheinlichere zu sein scheint. Die Hallstattzeit zeichnet sich durch eigenartige Töpfereiprodukte und barock anmutenden Bronzeschmuck aus. In Graubünden ist diese Stufe in Siedlungen erst auf *Cresta/Cazis* richtig



Abb. 35. Bernsteinkette mit Bronzeschmuck aus einem Frauengrab

erfaßt worden; weitere Nachweise liegen aber auch auf Lichtenstein/Haldenstein, Motta da Vallàc/Salux und Patnal/Savognin vor und gewisse Hinweise auch an mehreren anderen Orten. Die Häuser dieser Leute auf Cresta sind Ständerbauten, die auf steinernen Unterlagen ruhen. Die Siedlung auf Motta da Vallàc hat folgende Sämereien geliefert: Weizen, sechszeilige Gerste, kleinsamige Saubohne, Linse, Emmer und eine nicht näher bestimmbare Wicke. Gegenüber der Bronzezeit ist somit eine Verbreiterung der Ackerbaugrundlage eingetreten. Als Streufund liegt von Felsberg eine sehr schöne Tonschale vor (Abb. 30).

Zeitlich ebenfalls noch in die Hallstattepoche fällt die sog. *Melauner-kultur* (Abb. 31), die aus dem Südtirol stammt und auf Cresta mit mehreren Gefäßen und auch andernorts in Spuren festgestellt wurde. Die Zuwanderung dieses ebenfalls illyrischen Volkes von Osten her — hauptsächlich über Arlberg via Rheintal—St. Luzisteig — muß im 6./5. Jahrhundert v. Chr. erfolgt sein.

2. Die späte Eisenzeit

Diese Periode des 4.—1. Jahrhunderts v. Chr., in der unteren Schweiz mit den Kelten als Kulturträger, ist in Graubünden und im ganzen Ostalpen-

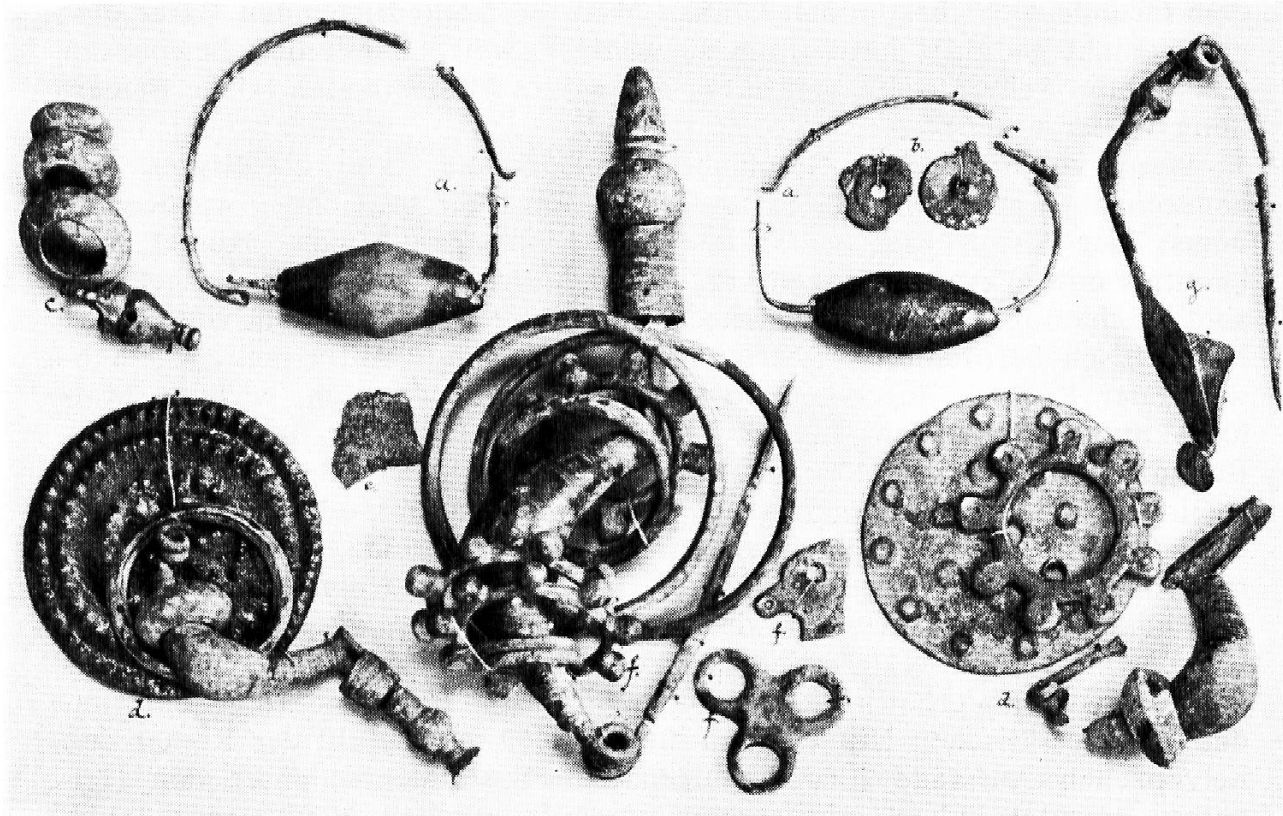


Abb. 36. Bronze- und Bernsteinschmuckstücke von Castaneda

gebiet archäologisch durch die Kultur der Räter gekennzeichnet; einzig in den Randgebieten findet sich keltischer Einfluß und im Misox auch Einwanderung der keltischen Lepontier, deren Kultur sich auch im Oberland neben der rätischen bemerkbar macht. Speziell die rätischen Töpfereiprodukte unterscheiden sich stark von den keltischen; erstere sind noch handgeformt, während die keltischen auf der Töpferscheibe erstellt sind. Die keltischen Sprachrelikte, auf die hier aber nicht näher eingetreten werden kann, sind relativ zahlreich vorhanden, doch überwiegen die aus alträtischen Stammformen entstandenen Ortsnamen und solche, deren Ursprung heute noch unbekannt und damit sicher nichtkeltisch sind, in hohem Maße, so daß der Hauptanteil an der Bildung des späteisenzeitlichen Rätervolkes gewiß nicht den Kelten, sondern den rätischen Stämmen zugebilligt werden muß. Diese sind illyrischer Abstammung und müssen, da ihre Kultur südlich und nördlich der Alpen fehlt, direkt von Osten her nach Graubünden eingewandert sein, wobei sowohl die Route über das Münstertal und das Unterengadin als auch — wohl noch in stärkerem Maße — die über den Arlberg und das Vorarlberg in Frage kommen. Zeitlich ist vorwiegend an das 5. Jahrhundert zu denken, aber auch weitere spätere Einwanderungswellen sind möglich. Durch Vermischung mit der früheren bronzezeitlichen bzw. hallstätischen Bevölkerung hat sich dann das Rätervolk herausgebildet, wie es bei Eroberung 16/15 v. Chr. das Rheingebiet und das Engadin bewohnte. Es wurde auch die Ansicht vertreten, daß die Kelten in Rätien nur eine zahlenmäßig geringe Oberschicht gebildet hätten, welcher wir aus

dem Grunde nicht bestimmen können, weil die freiheitliebenden Räter dies gewiß nicht geduldet hätten, um so weniger, weil sie mit den Bewohnern der unteren Schweiz ohnedem nicht auf gutem Fuße standen (siehe Bemerkung weiter unten).

Wenn von römischen Geschichtsschreibern die Räter als Illyrer, von anderen aber auch als Kelten und sogar Etrusker bezeichnet wurden, so liegen hier betreffs der beiden letzteren Deutungen gewiß Irrtümer, Unkenntnis oder Verwechslungen vor, denen die Autoren zum Opfer gefallen sind. Archäologisch fehlen im ganzen Rheingebiet, außer in dem vom Misox her keltisch befruchteten Oberland, und auch im Engadin jegliche Nachweise der Keltenkultur oder, wo solche erkennbar werden, wie auf Matluskopf/Fläsch, Prasax/Fläsch, Lichtenstein/Haldenstein, Bot Panadisch/Bonaduz und Grepault/Truns, sind es meistens sicher Importstücke, beispielsweise aus Passau/Bayern (sog. Graphittonkeramik), oder spätere Reste, die bereits aus der Übergangszeit zur römischen Periode stammen und somit von den handeltreibenden Kelten des damaligen Helvetien zugebracht sein konnten. Solche Artefakte liegen z. B. auf Bot Panadisch und bei Mons vor. Daß Räter und Helvetier völkisch nicht verwandt waren, geht aus ihrem sonstigen Verhältnis hervor; denn sie waren alles andere als befreundet. Als die rätischen Hilfstruppen im Jahre 69 auf Befehl der Römer den helvetischen Aufstand niederschlugen, sollen sie derart unter den Helvetern gewütet haben, wie es nur unter feindlichen Nachbarn möglich erscheint.

Nach Angabe einzelner römischer Geschichtsschreiber sollten die Räter Etrusker gewesen sein, die nach Zerstörung ihres Reiches in Mittelitalien durch Römer und Kelten um 400 v. Chr. nach Norden in die Alpen geflüchtet seien, welcher Annahme auch die bekannte Sage vom Räterfürsten Rätus entsprungen ist, der sich auf Hohenrätien und bei Rhäzüns angesiedelt haben soll. Allgemein wurde diese These geglaubt und auch in die älteren Geschichtsbücher aufgenommen. Die archäologischen Forschungen der letzten Dezennien haben nun einwandfrei ergeben, daß die Bewohner des Rheingebietes und Engadins ganz sicher keine Etrusker sind und auch sogar im Misox etruskisches Kulturgut weder in der sehr zahlreichen Keramik noch im Bestattungswesen auch nur in Spuren vorhanden ist. Gewiß hätten etruskische Flüchtlinge — wobei es sich ja um ganze Volksgruppen handeln müßte — an ihren neuen Wohnplätzen nicht plötzlich neuartige Gefäße geformt und ihre Toten nach anderen Riten beigesetzt; denn die antiken Völker waren in dieser Hinsicht sehr konservativ. Wenn hingegen im Misox (Castaneda) vier sog. Schnabelkannen vorliegen, die fraglos etruskischer Herkunft sind, so sind dies Importstücke, wie sie sich in ganz Europa finden, z. B. in Böhmen, Frankreich, Belgien, wo gewiß nie Etrusker wohnten. Auch die Verwendung von sog. nordetruskischen Buchstaben, wie sie auf einer Grabplatte von Misox und auf der einen Schnabelkanne von Castaneda vorkommen, sind kein Beweis dortigen etruskischen Volkstums; denn die keltischen Lepontier haben in Ermangelung eigener Schriftzeichen die damals in ganz Oberitalien in Gebrauch stehenden der in Mittelitalien wohnenden Etrusker verwendet, auch nach Zerstörung ihres Reiches. Beim Zerfall des etruskischen Staates war das Misox übrigens schon be-

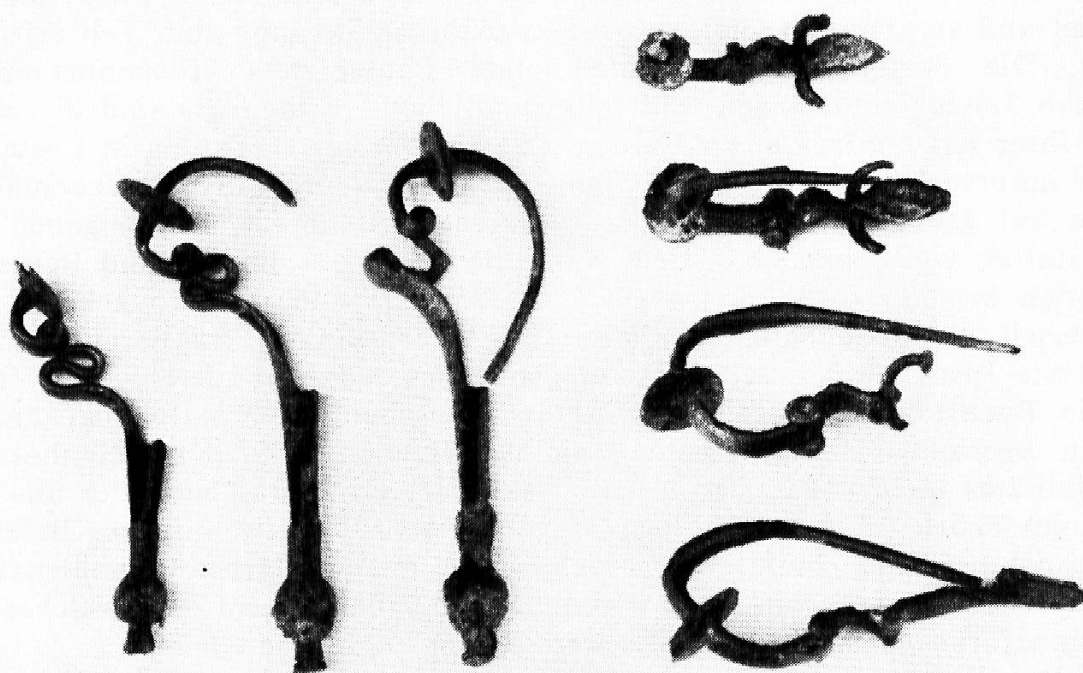


Abb. 37. Schlangenfibeln (links) und Hornfibeln (rechts) von Castaneda

siedelt, und gerade dann müssen auch die keltischen Lepontier in die Alpentäler eingedrungen sein, und es scheint sehr unglaublich, daß mit ihnen auch zugleich vertriebene Etrusker zugeströmt wären. Daß gelegentlich einzelne heimatlos gewordene Etrusker noch nachher in die Alpentäler gekommen sind, ist ja möglich, aber gewiß nicht ganze Volksgruppen. Wie hätten solche Angehörige eines verweichlichten Volkes, wie es die Etrusker waren, in den kargen Alpentälern mit ganz anderen Lebensbedingungen ihren Unterhalt finden sollen? Da die Etrusker keine Indogermanen, sondern hamitischer Abstammung sind — ihre Herkunft ist heute noch unabgeklärt — und entsprechende Nachweise in anthropologischer Hinsicht fehlen, muß auch aus diesem Grunde das Vorhandensein etruskischen Blutes im Rätervolk abgelehnt werden.

Als Bergfestungen, welche gemäß archäologischen Funden bis zur Römerzeit bestanden, können der Matluskopf/Fläsch, Lichtenstein/Haldenstein, Mutta/Fellers, Grepault/Truns und Muotta dal Clüs/Zerneß bezeichnet werden. Alle diese Punkte waren mit Trockenmauern bewehrt und dürften verteidigt worden sein. Noch für mehrere andere Höhengründungen mit eisenzeitlichen Funden besteht diese Wahrscheinlichkeit.

Außer den zirka 10 späteisenzeitlichen Stationen im Rheingebiet und Engadin sind noch drei Gräberfelder Darvela/Truns, Luvis und Bot Panadisch bekannt nebst einigen Einzelgräbern in verschiedenen Tälern. Das erstgenannte wurde beim Bahnbau entdeckt und hat zahlreiche Artefakte an Schmuck und Waffen keltischer Herkunft geliefert, aber leider keine Gefäße. Die Funde im Engadin weisen eindeutig nach Osten, teils ins Inntal, teils nach dem Südtirol.

Wesentlich anders präsentiert sich die späteisenzeitliche Lepontierkultur

im Misox, wo Nekropolen in Castaneda, Cama und Misox selbst bekannt sind und an ersterem Ort auch die zugehörige Siedlung zum Teil erforscht ist. Die dortigen Häuser sind solide Bauten aus Trockenmauerwerk (Abb. 32) in rechteckigen und teils rundlichen Formen. Es sind die ersten in ihrer Art entdeckten in Europa. Die Gräber, wovon allein in Castaneda 75 untersuchte, sind schön erbaute Grabkammern aus Trockenmauern, die mit großen Platten gedeckt sind. Jedes Grab ist mit Beigaben ausgestattet, von denen nebst dem vielen Schmuck aus Bronze und Bernsteinperlen besonders die Tongefäße (Abb. 35—39) und die Bronzekessel und speziell die Schnabelkannen (Abb. 33/34) erwähnt seien, deren eine die älteste Inschrift der Schweiz vom Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. trägt. Die Buchstaben gehören dem nordetruskischen Sondrioalphabet an. In den Bronzekesseln steht immer ein aus Buchen- oder Kastanienholz geschnitztes kleines Täßchen mit sechseckigem Griff, das entweder mit Kolbenhirsekörnern oder Haselnüssen gefüllt ist — Speisemitgabe. In einem Ausnahmefall enthielt das Näpfchen den blauen Farbstoff kohlenaures Kupfer — wahrscheinlich aus dem Schams stammend —, welches als Schutzfarbe gegen böse Geister dem Toten mitgegeben wurde.

Die Kultur jener lepontischen Bewohner ist keltisch, d. h. es hat um 400 v. Chr. eine Einwanderung von Gallien her stattgefunden, wobei eine Vermischung mit der schon vorhandenen Urbevölkerung veneto-illyrischer Abstammung eingetreten ist. Es sind speziell die Töpferwaren, die solch östlich-oberitalienische Einflüsse erkennen lassen.

Die keltische Kultur des Misox hat sich in sichtbarer Weise über den Bernhardinpaß via inneres Rheinwald (Schwertfund bei Splügen, Abb. 40) und Valserberg–Lugnez ins Ilanzer Becken und bis Truns und Fellers ausgedehnt, was durch die mehrfachen Funde bei Oberkastels, Luvis, Darvela/Truns und Mutta/Fellers belegt wird. Bei Truns deuten die rätische Siedlung Grepault und das gegenüber auf der linken Rheinseite gelegene Grabfeld Darvela mit keltischem Inventar darauf hin, daß illyrisches und keltisches Volk gleichzeitig nebeneinander lebten, wobei die Siedlung etwas früher begonnen und auch länger gedauert haben dürfte, da sie eine Spanne von etwa 400 Jahren umfaßt und die Nekropole nur zirka 200 Jahre, d. h. das 3. und 2. Jahrhundert v. Chr.

Der Paßverkehr waren während der Eisenzeit offenbar allgemeiner und stärker als in der Bronzezeit; denn gerade das oberwähnte Herübergreifen der Keltenkultur aus dem Misox in das Rheingebiet via Bernhardin-Valserberg ist hiefür beweiskräftig, ebenso die von Osten und Südosten festgestellte Einwanderung der illyrischen Räter, die z. T. ebenfalls über Pässe erfolgte. Auch die Berichte römischer Schriftsteller über feindliche Einfälle der Räter in oberitalienische Täler deuten auf öftere Paßbenützungen hin, wobei der Ofenberg, der Bernina und der Maloja in Frage kommen.

Der allgemeine Kulturstand der eisenzeitlichen Bevölkerung Graubündens, speziell der rätisch-illyrischen, dürfte nach den bisherigen Forschungsergebnissen kaum höher als derjenige der Bronzezeit gewesen sein, ja vielleicht unter demselben. Die eisenzeitlichen Häuser waren gewiß nicht luxuriöser, und die Knochenuntersuchungen zeigen wieder eine viel kleinere Rinderrasse als früher, die von Osten her mitgebracht wurde.



Abb. 38/39. Von Hand geformte und mit der Töpferscheibe hergestellte Keramik von Castaneda

Zusammenfassung

Die ersten Bewohner mit steinzeitlicher Kultur sind zirka 2200 v. Chr. durch das Rheintal herauf, das immer die Haupteinfallspforte bildete, nach Rätien eingedrungen. Etwa 500 Jahre später folgte dann die Einwanderung der frühbronzezeitlichen Menschen, wahrscheinlich von Ungarn her, die aber schon in entlegene Täler, wie Lugnez, Oberhalbstein und Engadin, vordrangen. Eine neue Völkerwanderung folgte um 1200 v. Chr. von Böhmen/Ungarn her, die Träger der Urnenfelderkultur. Mitte des letzten Jahrtausends vor Christus setzte dann direkt von Osten her der Zustrom des eisenzeitlichen Rätervolkes ins Rheingebiet und Engadin ein und im Misox die Kelteninvasion vom Tessin herauf, die bis ins Oberland hinübergriff.

Total sind in Graubünden bis jetzt durch Grabungen oder kleine Sondierungen festgestellt:

- 1 Siedlung der Steinzeit,
- 17 Siedlungen der Bronzezeit,
- 27 Siedlungen der Eisenzeit,

total 45 Stationen, wobei sich acht Orte der Bronze- und Eisenzeit überdecken. Mit vier Ausnahmen, wo es sich um Terrassensiedlungen oder bewohnte Felsabris (abri = Obdach) handelt, sind es überall sog. *Hügel-* oder *Höhensiedlungen*, die in 14 Fällen, soweit festgestellt, mit Mauern oder Wällen befestigt waren. In obigen Zahlen nicht inbegriffen sind einige Nachweise von Höhlenbewohnung, wie am Calanda ob Felsberg (Abb. 41) und bei Ova spin/Zerne, wo es sich doch offenbar nur um vorübergehende Besiedlung (Zufluchtsorte) handelt, und zwar in der Jungsteinzeit und Eisenzeit, beide Perioden durch typische Funde belegt.

Zu einer Niederlassung der Bronze- und drei der Eisenzeit sind auch zugleich die Grabstätten bekannt, dazu eine Nekropole der Bronzezeit und drei der Eisenzeit, deren Siedlungen noch fehlen.

Mit oben erwähnten Niederlassungen, wobei auf die verschiedenen Unterstufen der Bronze- und Eisenzeit nur je zirka die Hälfte der angeführten Zahlen entfallen, erscheint die Siedlungsdichte noch äußerst gering; doch ist selbstverständlich, daß bisher nur eine kleine Minderheit der bewohnten Stätten aufgefunden wurde. Besonders sind wenig Terrassensiedlungen bekannt, die schwer zu entdecken sind, aber zahlreich vorhanden sein müssen, da ganze Talabschnitte keine geeigneten Hügel aufweisen. Natürlich gehören auch zu den noch isoliert stehenden Nekropolen entsprechende Niederlassungen, ebenso zur Quellfassung St. Moritz, womit sich deren Zahl um sechs erhöht. Es darf damit wohl von einer Besiedlung und Besitzergreifung Alträtians während der Bronze- und Eisenzeit gesprochen werden, während das Eindringen der ersten Menschen in der Steinzeit noch besser als ein Vortasten in das Alpeninnere bezeichnet wird, bis weitere Resultate vorliegen.

In der Bronzezeit bestand wohl noch keine politische Zusammengehörigkeit über ganze Täler oder mehrere solcher, indem sich offenbar nur jede Siedlung als wirtschaftliche Einheit einrichtete, was einen gewissen Austauschverkehr unter sich ja nicht ausschloß und auch familiäre Verbindun-

Abb. 40. Eisenschwert, 1. Jahrh. v. Chr.,
gefunden in Splügen

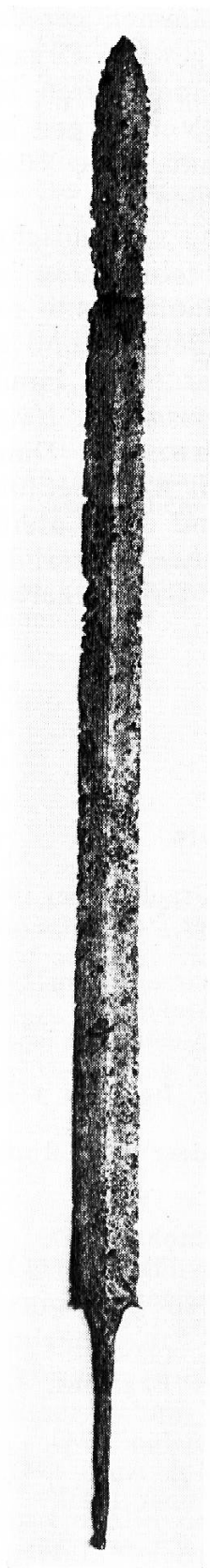
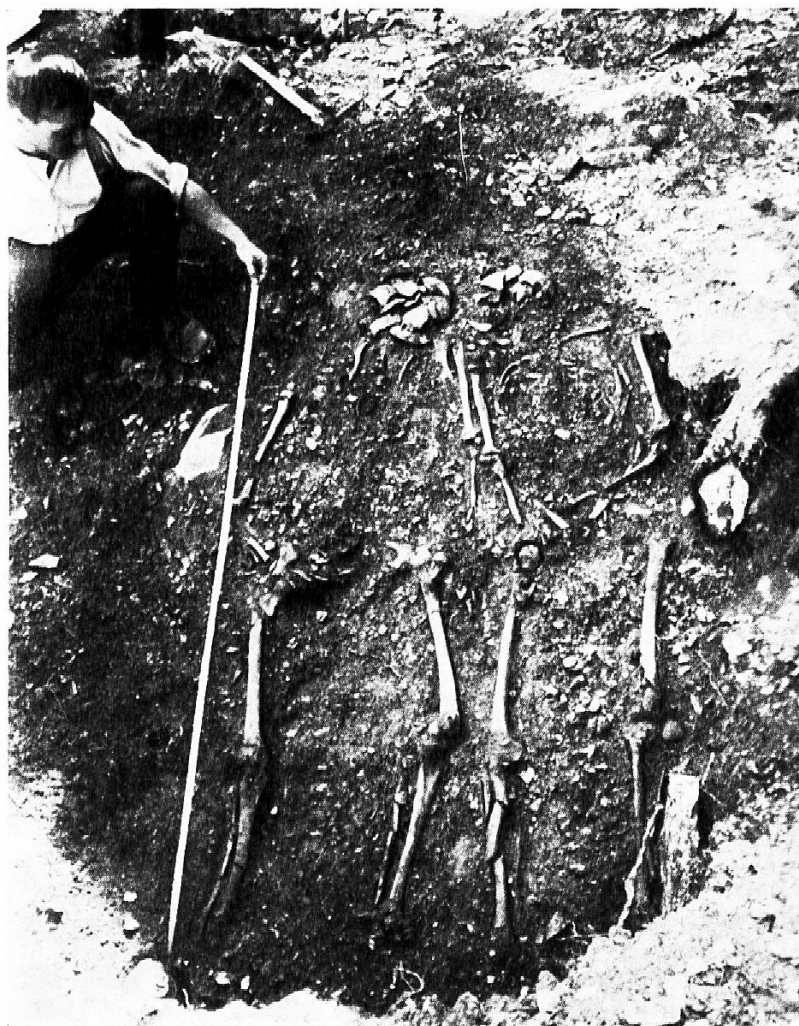


Abb. 41. Grab II der unteren Tgilvädlerishöhle
bei Felsberg



gen nicht hinderte. Für die Eisenzeit wird dagegen von Stämmen geredet, die ganze Talschaften bewohnten und eventuell auch eine gewisse Organisation besaßen, doch scheint bei der Eroberung des Landes durch die Römer keine wesentliche Zusammenarbeit der rätischen Verteidiger bestanden zu haben; denn Tal um Tal und Burg um Burg konnte ohne Rückschläge, wenn auch unter harten Kämpfen, bezwungen werden.

Außer im Misox fanden sich in Graubünden noch keine vorrömischen Schriftzeichen, so daß über die alträtische Sprache noch sehr wenig bekannt ist. Die Bedeutung vieler sicher rätisch-illyrischer Namen kann nur geahnt werden, wie z. B. des oft vorkommenden Padnal, Petnaul und all seiner Abarten, das auch im Tirol öfters auftritt. Da dieser Name immer in der Nähe von bewohnbaren Hügeln vorkommt, muß er *bewohnter Hügel* oder *Burg* bedeuten. Auch *Patnasa* — kleine Felskuppe zwischen Danis und Dardin mit Schalenstein — und *Panadisch* — Hügel mit Rätiersiedlung bei Bonaduz — sind rätische Wörter. Aus dem Rätischen und dem Lateinischen sind dann die verschiedenen Idiome des Romanischen entstanden und im Südtirol das verwandte Ladinische, weil dort die Urbevölkerung eben auch Räter illyrischer Abstammung waren.

Literaturangaben

- Heierli und Oechsli, Urgeschichte Graubündens, 1902,
— Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz, 1907.
Jecklin und Coaz, Das vorgeschichtliche Grabfeld von Darvela, 1916.
— Das eisenzeitliche Grabfeld von Darvela, 1923.
Robert v. Planta, Ortsnamen, Sprach- und Landesgeschichte von Graubünden, 1931.
Felix Stähelin, Die vorrömische Schweiz im Lichte geschichtlicher Zeugnisse und sprachlicher Tatsachen, 1935.
Hubschmied, Bezeichnungen von Göttern und Dämonen als Flußnamen, Bern 1947.
Burkart, Das vorgeschichtliche Grabfeld von Castaneda, B. Mbl. Mai 1930.
— Die Forschung in der eisenzeitlichen Siedlung und Nekropole Castaneda in den Jahren 1930/31, B. Mbl. Januar 1932.
— Das gleiche Thema in italienischer Sprache in Quaderni Grig. Ital., Nr. 3 von 1932.
— Früh- und urgeschichtliche Gräberfunde in Poschiavo, Andeer und Rodels 1933, B. Mbl. November 1933.
Keller-Tarnuzzer, Der Depotfund von Schiers, 1935, Anzeiger.
Burkart, Aus der ältesten Geschichte von Tiefenkaasel, B. Mbl. Oktober 1937.
Thomann, Ackerbau in Graubünden vor ca. 3000 Jahren, J. Ber. Plantahof 1938.
Whatmough, Eine neue rätische Inschrift der Sondriogruppe, Anzeiger 1938.
Burkart, Die Rätiersiedlung Grepault bei Ringgenberg, B. Mbl. März 1939.
— Zwölf Jahre Urgeschichtsforschung in Graubünden, J. B. HAG. 1939.
Conrad, Beitrag zur Frage der urgeschichtlichen Besiedlung des Engadins, J. B. HAG. 1940.
Burkart, Das Bronzeschwert vom Davosersee, Davoser Revue, Mai/Juni 1940.
Nogara, Die neue nordetruskische Inschrift von Castaneda, B. Mbl. April 1941.
Burkart, Archäologisches aus der Gemeinde Misox, B. Mbl. Dezember 1941.
— Prähistorische Höhlenfunde am Calanda, B. Mbl. März 1942.
— Das Kuppelgrab bei Donath, B. Mbl. Dezember 1942.
— Neuer Bronzefund im Prätigau, Davoser Revue, Mai 1943.
— Gräberfunde 1932—41 in der eisenzeitlichen Nekropole Castaneda, B. Mbl. Juni/Juli 1943.
— Die urgeschichtlichen Siedlungen auf Lichtenstein bei Haldenstein aus der Eisen- und Bronzezeit, B. Mbl. Sept. 1944.

Burkart, Steinzeitmenschen in Graubünden, Haushaltbuch 1945.

- Die bronzezeitliche Scheibennadel von Mutta, Fellers, B. Mbl. März 1945.
- Zum Problem der neolithischen Steinsägetechnik, Separatheft 1945 des Institutes für Urgeschichte.
- Bronzezeitliche Mahlsteine von Mutta und Cresta, JB. SGU. 1945.
- Die rätische Siedlung Bot Panadisch bei Bonaduz, B. Mbl. Mai/Juni 1946.
- Die bronzezeitliche Siedlung Crestaulta, Monographie 1946 des Institutes für Urgeschichte.
- Caschligns, der bronzezeitliche Steinbau, Urschweiz April 1947.
- Oberkastels, Beitrag zur Urgeschichte des Lugnez, B. Mbl. April 1947.
- Die Grabstätten der Crestaulta-Siedler, Urschweiz I. 1948.
- Der Matluschkopf und das Felsabri Prasax, B. Mbl. März 1948.
- Jörgenberg bei Waltensburg als urgeschichtliche Siedlung, B. Mbl. Oktober 1948.
- Prähistorische Eisengewinnung bei Cunter, B. Mbl. Oktober 1949.
- Die bronzezeitliche Teilnekropole am Cresta petschna, Urschweiz III von 1949.
- Archäologisches aus Fetan, B. Mbl. Februar 1951.
- Archäologische Funde im Rheinwald, B. Mbl. Mai/Juni 1951.
- Steinzeitliche Funde im Engadin, B. Mbl. Juli/August 1951.

Noch unpubliziert sind die Arbeiten über die Ausgrabungen, die zum Teil noch nicht abgeschlossen oder zu denen die Gutachten über die Tierknochen noch ausstehend sind:

Petrushügel/Cazis
Mutta/Fellers
Cresta/Cazis
Caschligns/Cunter
Motta da Vallàc/Salux
Patnal/Savognin.

Anmerkung der Redaktion. Die vorstehende Darstellung der urgeschichtlichen Besiedlung Alträtians wurde vom Verfasser im letzten Lebensjahre für unser Schulblatt ausgearbeitet. Wir danken den Angehörigen für die Überlassung des Manuskriptes. Ebenfalls danken möchten wir Herrn Prof. Dr. Joos und Herrn Schaufelberger vom Rätischen Museum, die uns bei der Sichtung und Beschaffung des Bildmaterials wertvolle Dienste leisteten, sowie den Institutionen, die uns die Klischees zur Verfügung stellten.

Walo Burkart †

Am 28. November 1952 ist W. Burkart einem tückischen Leiden, das ihn wenige Tage nach seiner am 1. Juli 1952 erfolgten Pensionierung aufs Krankenlager warf, erlegen. Sein Tod bedeutet nicht bloß für seine lieben Angehörigen, sondern auch für die bündnerische Urgeschichtsforschung einen schmerzlichen Verlust. In 25jähriger aufopfernder, uneigennütziger Arbeit war er — neben treuer Pflichterfüllung in seinem Berufe als Forsteinrichter des Kantons Graubünden — in eine Lebensaufgabe hineingewachsen, die ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der schweizerischen Urgeschichtsforschung sichern wird.

Dank seiner natürlichen Spezialbegabung als Urgeschichtsforscher, aber auch dank seinem nie erlahmenden Eifer und seiner Ausdauer waren Burkart auf diesem Gebiete in relativ kurzer Zeit auch Erfolge beschieden, die wohl als außergewöhnlich bezeichnet werden dürfen. Wer hätte auch